Heft 9 1936
September

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Erscheint in Berlin
monatlich

Preis
25
Rpfg.
frei Haus



Aufnahme Ilse Päßler

Inhalts-Übersicht

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Amtliches

Flaggenhissung durch Privatpersonen.

Nachdem durch die Bestimmung der Hakenkreuzflagge zur alleinigen Reichs- und Nationalflagge die Einheit und Geschlossenheit des deutschen Volkes ihren sinnfälligen Ausdruck gefunden hat, muß erwartet werden, daß auch von Privatpersonen bei feierlichen Anlässen ausschließlich die Hakenkreuzflagge gezeigt wird. Es widerspricht daher dem Geiste des Reichsflaggengesetzes und dem Wesen der Volksgemeinschaft, wenn von ihnen neben oder an Stelle der Hakenkreuzflagge andere Flaggen, z. B. die bisherigen Landesflaggen oder Kirchenfahnen, gehißt werden. Unzulässig ist auch das Setzen und öffentliche Zeigen der alten Kaiserlichen Kriegsflagge und der schwarzweißroten Kriegsflagge mit dem Eisernen Kreuz durch Privatpersonen. Ich ersuche, für eine entsprechende Aufklärung der Bevölkerung zu sorgen.

Der Reichs- und Preußische Minister des Innern.

Das Züchtigungsrecht steht den Eltern zu.

Vor dem Schöffengericht in Verden hatte sich ein Einwohner zu verantworten, weil er einen elfjährigen Schüler geschlagen und ihm einen Fußtritt versetzt hatte. Er gab die Tat zu und gab als Grund an, daß der Schüler seinen Sohn am Tage vorher verprügelt habe. Das Gericht verurteilte den Beschuldigten zu 50 Mark Geldstrafe. In der Urteilsbegründung hieß es, daß das Züchtigungsrecht den Eltern zustehe. Eigenmächtigkeiten in dieser Hinsicht könne das Gericht unter keinen Umständen zulassen.

Inanspruchnahme der Reichsstelle für Sippenforschung bei Abstammungsprüfungen.

Die Reichsstelle für Sippenforschung ist durch die in großer Zahl eingehenden Anträge auf Erteilung von Abstammungsgutachten stark überlastet. Es ist festgestellt worden, daß eine Begutachtung durch die Reichsstelle vielfach auch in solchen Fällen beantragt wird, in denen die Behörden schon von sich aus auf Grund der eingereichten Urkunden oder sonstigen Unterlagen bei sorgfältiger Prüfung zu einem einwandfreien Ergebnis kommen könnten.

Zur Entlastung der Reichsstelle für Sippenforschung ersuche ich, von dieser Stelle nur dann ein Gutachten einzuholen, wenn alle Prüfungsmöglichkeiten erschöpft sind und dann noch begründete Zweifel an der Abstammung von deutschem oder artverwandtem

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen auf Seite 322

Reichs-
Elter

Heft 9 1936
September

Begründet im Auftrage
von Hans Schemm †
Herausgegeben durch
Regierungsdirektor
Heinrich Siekmeier



Sommerabend

Aufnahme E. Hase

Von Lettlands deutschen Schulen

Von Dr. M. Krüger

Inniger denn je fühlen sich die Deutschen in der ganzen Welt auf Gedeih und Ungedeih miteinander verbunden; darum drängt es uns alle, über das bloße Gefühl der rassischen und kulturellen Verbundenheit hinaus zu einer möglichst klaren Vorstellung von dem Leben der deutschen Stammesgenossen außerhalb der Grenzen unseres Reiches zu gelangen. Die Leitung unseres Staates trägt bekanntlich diesem natürlichen Verlangen in der mannigfachsten Weise Rechnung. In den Schulen z. B. geschieht das durch die Anordnung, daß die Kunde vom Auslandsdeutschtum planmäßig einzubauen ist in die Lehraufgaben der einzelnen Fächer. Daher sieht denn auch die Leitung unserer Zeitschrift die Behandlung dieser Frage als ihre selbstverständliche Pflicht an.

Die Schriftleitung.

Martin Seier hat in der Juli-Nummer von dem Leben und Treiben in der Deutschen Schule in Mailand erzählt. Wenn im Folgenden über die deutschen Schulen in Lettland gesprochen wird, so ist von vornherein der grundsätzliche Unterschied zu betonen: Deutsche Auslandsschulen wie die in Mailand sind Einrichtungen des Deutschen Reiches, in erster Linie dazu bestimmt, Reichsdeutschen, die aus irgend welchem Grunde in dem fremden Lande leben, die Möglichkeit zu geben, ihre Kinder in deutsche Schulen zu schicken. Hier aber handelt es sich um Schulen der deutschen Minderheit eines fremden Staates, deren Einrichtung und Beaufsichtigung der Unterrichtsverwaltung des betr. Landes untersteht.

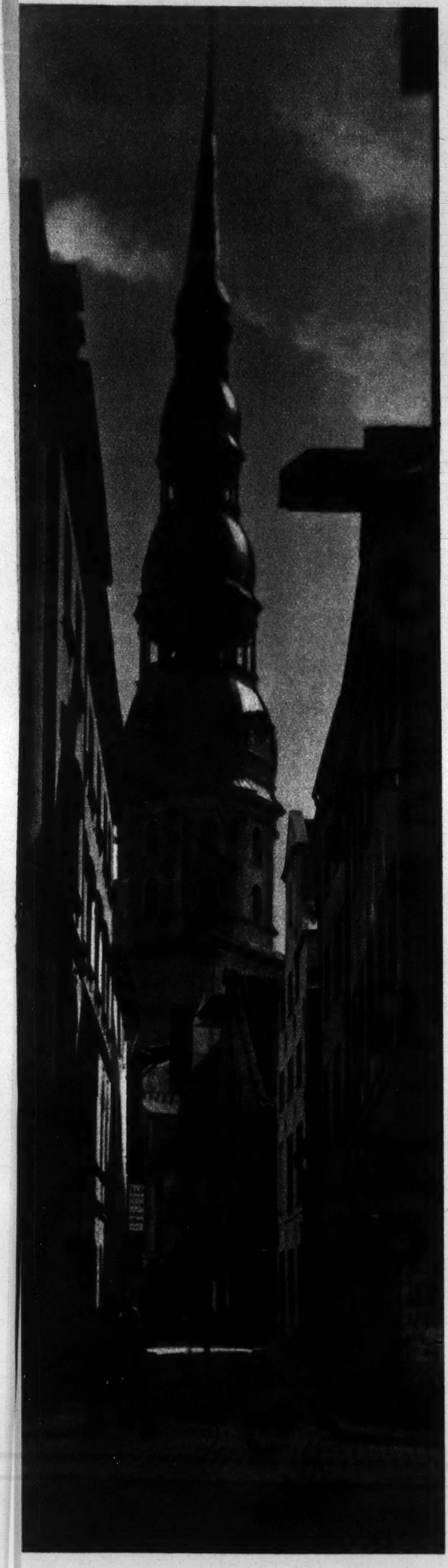
Einen lettischen Staat gibt es erst seit dem Ende des Weltkrieges; sein Gebiet ist bekanntlich ein Teil des früheren Baltenlandes, das seit Peter dem Großen, also über 200 Jahre, unter russischer Herrschaft, aber bereits seit Beginn des 13. Jahrhunderts unter stärkstem deutschen Kultureinfluß gestanden hat (Gründung Rigas durch Bischof Albert v. Bremen um 1200; er erhält 1207 Livland vom deutschen Könige Philipp von Schwaben als Reichslehen und wird 1225 von König Heinrich VII. zum deutschen Reichsfürsten erhoben). Der machtvollste Zeuge deutschen Kulturwillens und -Gestaltens ist Riga an der Düna, jetzt Lettlands Hauptstadt, mit seinen herrlichen geistlichen und weltlichen Bauten von der Hansazeit bis in die Gegenwart.

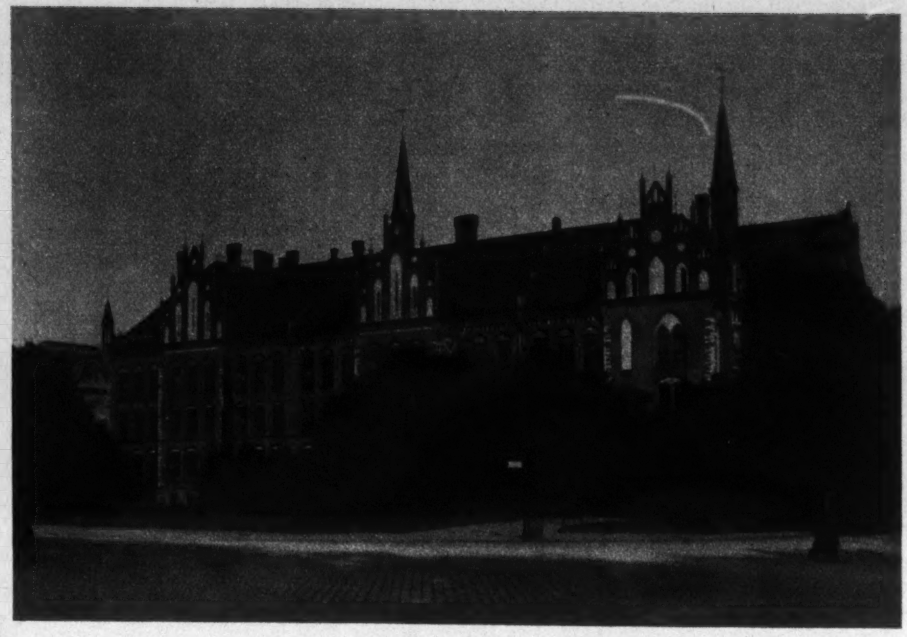
Der gleichzeitig mit Estland und Litauen neugebildete Staat Lettland umfaßt etwa 60 000 Quadratkilometer mit rund 1 900 000 Einwohnern. Davon gehören über 25% den politischen Minderheiten an. Unter ihnen befinden sich über 70 000 Deutschblütige. Sie wohnen — was sich heute verhängnisvoll auswirkt! — zum allergrößten Teil in Städten, allein 44 000 in der Hauptstadt Riga, die rund 380 000 Einwohner zählt.

Die Entwicklung des Schulwesens der politischen Minderheiten gestaltete sich zunächst — gemessen an andern Ländern! — nicht ungünstig: allen andern Staaten voran gab Lettland am 8. Dezember 1919 das sog. Schul-Autonomie-Gesetz. Dieses gewährte den politischen Minderheiten auf dem Gebiete des Bildungswesens eine erfreuliche Freiheit: in dem lettischen Kultus-Ministerium hatte jede Minderheit ihr Ressort unter Leitung eines eigenen Ministerial-Direktors, also auch die deutsche. „Die Deutsche Volksgemeinschaft" entsandte einen Ministerial-Direktor und einen Ministerial-Rat als ihre „Wahlbeamten"; diese haben recht selbständig arbeiten dürfen und durch ihre Klugheit und Voraussicht segensreich gewirkt bis zur Aufhebung des Autonomie-Gesetzes im Jahre 1935.

Die Entwicklung des deutschen Bildungswesens in Lettland ist ein hohes Lied auf die Kraft wahrer Volksgemeinschaft. Was hier nach den langen Kriegsjahren und nach den entsetzlichen Leiden der Bolschewikenzeit (3. Januar bis 22. Mai 1919) eigentlich aus dem Nichts geschaffen worden ist, erfüllt uns mit hoher Bewunderung; sie steigert sich noch, wenn man bedenkt, daß der bis dahin wirtschaftlich und geistig führende Volksteil jäh aus dieser Rolle hinausgedrängt wurde.

Schon in der Bolschewistenzeit schließen sich die als verantwortliche Mitarbeiter in die Schulleitung gewählten Elternvertreter zu festen Elternkomitees zusammen, sie sorgen für die Ernährung der Schulkinder und die Kleidung der Aermsten. Bald wachsen die Aufgaben dieser Komitees: das Schulautonomie-Gesetz kommt, und die Verwaltung des deutschen Bildungswesens beginnt mit dem Aufbau der deutschen Schule. Es fehlt an Schulhäusern; da schließen sich die Komitees zu einem Verein zusammen und sorgen für die Unterbringung der Schulen. Das alles zunächst nur in Riga; aber alsbald beginnt die Verwaltung des deutschen Bildungswesens mit dem Sammeln der Schulkinder im ganzen Lande. Ueberall entstehen wieder deutsche Schulen, aber die meisten arbeiten in Privatwohnungen; Lehrer unterrichten wohl, aber niemand hat sie angestellt, niemand besoldet sie; sie leben von milden Gaben der Eltern, wohnen im Klassenraum und walten still und ohne Klage ihres verantwortungsvollen Amtes. Angesichts dieser erschütternden Lage erweitert sich 1920 der Rigaer Elternverein zum „Elternverband der deutschen Grund- und Mittelschulen Lettlands" und erklärt sich bereit, 23 wieder eröffnete bezw. neugegründete, außerhalb Rigas befindliche Schulen zu übernehmen. Und nun beginnt die großartige Tätigkeit dieses Verbandes, die es in engster Zusammenarbeit mit der Verwaltung des deutschen Bildungswesens trotz unendlichen wirtschaftlichen und sonstigen Schwierigkeiten ermöglicht hat, das deutsche Schulwesen auf eine erstaunliche Höhe zu bringen. So bedeckt nach wenigen Jahren ein weitverzweigtes deutsches Schulnetz das Land; aber die Frage der Finanzierung bleibt naturgemäß die brennendste: wohl übernehmen auf Grund der Schulgesetzgebung Staat und Kommunen einen Teil der Schullasten, aber eben nur einen Teil; das andere muß aus privaten Mitteln beschafft werden, und so tritt Jahr für Jahr der Elternverband an jeden Deutschen im ganzen Lande heran mit der Bitte um eine Schulspende. Worum es geht, zeigen diese Proben aus Aufrufen der zwanziger Jahre: „Wir tragen die Verantwortung vor der Geschichte, daß deutsches Blut, deutsche Art und deutsche Kultur nicht aussterbe in unserer Heimat. Wir sind dafür verantwortlich unseren Vätern, uns und unseren Kindern." Oder: „Unser Schuldefizit ist gedeckt, wenn jeder mindestens 3 Tageseinnahmen spendet." Oder: „Eine kleine landische Schule. Der Klassenraum ohne Doppelfenster Durch alle Ritzen bläst der Wind. Draußen 15 Grad Kälte — drinnen 3 Grad Wärme, auf den Bänken zitternde Gestalten mit blaugefrorenen Händen; beim Schreiben versagen sie den Dienst. Kein Geld für Holz." Oder: „Eine Schule in einer kleinen Stadt. Gehalt der Lehrerin 20 Lat (= 16 RM.) monatlich, der zweiten Lehrerin 16 Lat (= 12,80 RM.). Ein Dienstmädchen erhält 10—20 Lat (= 8—16 RM.) monatlich und freies Leben, ein Hütejunge 24 Lat (= 19,20 RM.) und freies Leben." — Die Schulhausfrage steht immer wieder im Vordergrunde der Verhandlungen, besonders in den kleinen Städten; es ist auf die Dauer nicht tragbar, daß die Gastquartiere oft jährlich gewechselt werden müssen, oder daß Lehrerinnen Jahr für Jahr als einzi-





links: St. Petrikirche – oben: Das deutsche Gymnasium in Riga

gen Schlaf- und Wohnraum nur die Klasse haben, oder daß Schüler, die des weiten Weges wegen die Woche über in der Schule bleiben müssen, bis zu 20 und mehr in ihrer Klasse schlafen. Mit dem Schulhausproblem verbindet sich die Frage der Internate. So entstehen allenthalben neue Schulgebäude, freilich zum guten Teil solche, die nur äußerst bescheidenen Ansprüchen genügen können und zumeist aus Holz erbaut sind; hier wird ein Gesindehaus, dort ein Stall umgebaut. In zäher Arbeit gelingt es so, bis etwa 1929 die dringendsten Schulhausnöte zu beseitigen.

Aber die Tätigkeit des Elternverbandes geht über die eigentlich schulische Fürsorge weit hinaus: sie erweitert sich zur Deutschtumspflege im schönsten Sinne des Wortes.

Ein Beispiel dafür: die schulentlassene Jugend gerät in die Gefahr der Entnationalisierung; die Zahl der Mischehen wächst, nachdem das Lettentum zur Führung gelangt ist. Daher wird die verstärkte Pflege deutschen Brauchtums über die Schule hinaus Gegenstand liebevoller Fürsorge: es entstehen Jugendgruppen, die gemeinsam Lektüre, Musik und Sport treiben. Eine Beratungsstelle für Jugendwanderungen und Jugendfahrten wird gegründet. Der Wandervogel veranstaltet alljährlich Spielmannsfahrten durch die Bauernsiedlungen und kleineren Provinzstädte. Es entstehen Sportplätze, eine Lichtbildzentrale, Volks- und Wanderbüchereien.

Einige Zahlen mögen zum Schluß die Größe des zehnjährigen Aufbauwerkes veranschaulichen (ich gebe den Stand vom Jahre 1930 wieder): 1. die Anzahl der deutschen Schulen stieg vom Januar 1920 bis zum Januar 1922 von 46 auf 93 (!). 2. zwei Drittel der Schullasten tragen Staat und Kommunen; aber ein volles Drittel wird durch Selbstbesteuerung aufgebracht. 3. Die Gesamtzahl der deutschen Schulen Lettlands beträgt etwas über 100! Das ist für 70 000 Deutsche eine sehr große Zahl; sie erklärt sich aber leicht aus dem immer schwerer werdenden Kampf ums Dasein. Damit hängt das Bestreben zusammen, immer mehr Fachschulen zu gründen; es gibt kaufmännische, technische, hauswirtschaftliche, Gewerbe-, Fröbel- und Fortbildungsschulen. — Auffällig groß ist die Zahl der höheren Schulen; sie betrug 1930 10 (5 in Riga, 2 in Libau, je 1 in Mitau, Goldingen und Windau). Man bedenke: 10 höhere Schulen bei 70 000 Deutschen! Der beste Gewährsmann begründet die Notwendigkeit dieser ungewöhnlich hohen Zahl so: höhere Schulen müssen auch in so kleinen deutschen Gemeinden wie etwa Goldingen (962 deutsche Einwohner im Jahre 1925!) sein, weil seit der Umwälzung alles Deutsche nach Riga strebt. — Das ist weder in sozialpolitischer noch rassenhygienischer noch in sittlicher Hinsicht wünschenswert. Gäbe es also nur noch in Riga höhere Schulen, so würde damit diesem verhängnisvollen Streben „fort vom Lande und aus der Landstadt" der stärkste Vorschub geleistet; die Jugend würde landfremd werden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die in der Großstadt untertauchenden deutschen Halberwachsenen aus den kleinen Städten und vom Lande in erster Linie Gefahr laufen, ihr Volkstum zu verlieren und in fremdem Volkstum aufzugehen. Ferner: die höheren Schulen in den kleinen Städten sind ja keineswegs bloß „Bildungsstätten der Jugend",

sondern sie sind naturgemäß das Zentrum des geistigen deutschen Lebens der Stadt und das festeste Bollwerk für die Erhaltung des Deutschtums. Zu diesen praktisch-nationalpolitischen Erwägungen treten andere nicht minder wichtige: die Stellung der Deutschen in Lettland beruht heute nicht mehr auf Besitz und Macht, auf politischer und wirtschaftlicher Ueberlegenheit; darum hieße es Raubbau treiben, Erben alter Kultur freiwillig von einem höheren zu einem tieferen sozialen Bildungsniveau herabsteigen zu lassen. Kultureller Hochstand und wirtschaftliche Selbständigkeit sind Vorbedingungen für Erhaltung einer Minderheit innerhalb eines Mehrheitsvolkes. Die wirtschaftliche Lage ist aufs schwerste erschüttert, die kulturelle Oberschicht durch Abwanderung und Tod aufs äußerste dezimiert; darum gilt, zu erhalten und aufzubauen, soweit die Kraft reicht. Es ist nun einmal so im Baltenlande, daß die deutsche Minderheit vornehmlich den Ober- und Mittelstand umfaßt und von jeher stark auf das Geistige eingestellt ist; darum liegt die Erhaltung dieser Kräfte nicht bloß im Interesse des Deutschtums, sondern letztlich im Interesse des ganzen Staates.

Das ist der imponierende, nicht genug zu bewundernde Aufbau des Bildungswesens der deutschen Minderheit seit dem Ende des Weltkrieges. Nun ist durch das Gesetz vom 18. 7. 1935 die Schulautonomie der politischen Minderheiten in Lettland aufgehoben worden. Unsere bange Frage ist: wie wird es nun weitergehen? Die größte deutsche Schule Rigas, das deutsche Gymnasium, hat ihr herrliches Gebäude, das wir hier im Bilde zeigen, inzwischen bereits verloren. Uns bleibt nur die Hoffnung, daß es den deutschen Stammesgenossen gelingen möge, auch in der so verschlechterten Lage ihre große innere Kraft und Leistungsfähigkeit sich und dem Deutschtum der Welt zu erhalten.

*

Ich will nun die Eindrücke wiedergeben, die ich gewonnen habe, als ich im Jahre 1933 11 Tage in Rigas deutschen Schulen unterrichten durfte.

Das kam so: immer hat zwischen den Deutschen im Reiche und im Baltenlande ein reger geistiger Austausch bestanden; daher sind auch immer viel Lehrer und Lehrerinnen aus den dortigen deutschen Schulen ins Reich gekommen, um durch Besuch unserer Schulen und Teilnahme an pädagogischen Arbeitswochen sich Anregungen zu schaffen und in Fühlung zu bleiben. Die Verwaltung des deutschen Bildungswesens hat dieses Bemühen nach Kräften unterstützt und mehrere Studienreisen, vor allem nach Ostpreußen, organisiert. Sie hat aber auch in Riga selbst, als die wirtschaftliche Lage immer schlechter zu werden begann und damit Auslandsreisen immer schwieriger wurden, zweimal Studienwochen eingerichtet, bei denen Lehrer aus dem Reiche mitwirkten; die erste galt den Volksschulen, die zweite (und bislang letzte) den höheren Schulen. Diese fand vom 23. 10.—2. 11. 33 in Riga statt, und es haben daran 5 reichsdeutsche Lehrer als Vertreter der wichtigsten Fächer teilgenommen; zu diesen durfte ich gehören.

Ich werde an diese 11 Tage stets mit großer Freude, ja innerer Bewegung zurückdenken, und das so oft arg mißhandelte Wort „Erlebnis", hier darf ich es anwenden, um die Stärke der Eindrücke anzudeuten. Allein schon das Bewußtsein, in Schulen einer deutschen Minderheit unterrichten zu dürfen, war jedem Ansporn genug, sein Bestes herzugeben, und die Rigaer Kollegen haben unser Bemühen mit gleichem vergolten; aber diese eifrige und erfolgreiche Zusammenarbeit ist doch nicht der eigentliche und Hauptgrund für die Tiefe und Nachhaltigkeit des Eindrucks, den ich von Rigas höheren Schulen erhalten habe, sondern das ist der G e i s t, der diese Schulen beseelt. Man spürt sofort: hier spielt im Leben der Jugend und der Eltern die Schule eine viel größere Rolle als bei uns. Die Kinder und jungen Menschen fühlen selbst und bekommen es sicherlich zu Haus immer wieder gesagt: wir sind aufeinander angewiesen, auf unser Elternhaus, aber ebenso auf unsere Schule, die uns, den geringen Prozentsatz deutscher Volksgenossen, zusammenschließt und uns die Möglichkeit geben soll, in dem schweren Existenzkampf, den wir für uns und für das gesamte Deutschtum in Lettland führen sollen, das Rüstzeug zu erwerben. So gibt es also hier eine wirkliche „Schulgemeinde", in der Lehrer, Schüler und Eltern schicksalmäßig fest verbunden sind. — Kein Wunder daher, daß auch die Schulzucht und die Leistungen alle Anerkennung verdienen! Die Schulen bemühen sich, ungefähr dasselbe zu erreichen wie die gleichartigen des Reiches; aber mit welch ungleich größeren Schwierigkeiten ist dieses Bestreben von vornherein verknüpft! Wird doch von der 1. Grundschulklasse an neben dem Deutschen das Lettische gelehrt, und diese doppelte sprachliche Belastung zieht sich durch das ganze Schulleben erschwerend und hemmend hindurch.

Ich hätte gern eine deutsche Grundschule besucht, kam aber nicht dazu; dafür konnte ich an einem Abend an dem Unterricht der Gewerbeschule teilnehmen. Es führte mich mein Wirt, ein hochangesehener Kaufmann; er wies mit berechtigtem Stolz darauf hin, daß alle Fachschuleinrichtungen ohne jede fremde Hilfe geschaffen seien und unterhalten werden. Mit noch größerem Stolz zeigte mir der treffliche Mann s e i n e Schöpfung: das „Handwerker-Lehrlingsheim". Er hat es 1912 mitbegründet und ist jetzt noch der hochverehrte „Präses" der Stiftung. Schon vor dem Kriege bestand ja die Gefahr der Entnationalisierung auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten mit verschwindend kleiner deutscher Bevölkerung. Darum schuf man durch solche Internate (es gibt auch eines für kaufmännische Lehrlinge) die Möglichkeit, Lehrlinge vom Lande in Riga bei einem deutschen Meister ausbilden und sie in dieser Zeit mit deutschen Altersgenossen zusammenleben zu lassen. Man durfte hoffen, daß sie dann gefeit seien gegen alle Gefahren der Entnationalisie-



Das „Schwarzhäupter"-Haus, das Klubhaus der unverheirateten deutschen Kaufleute. Nach Meldungen ist jetzt dieses ehrwürdige Denkmal deutscher Baukunst den Deutschen genommen worden, ebenso die berühmten beiden Gildehäuser; es besteht bei der Leitung der lettischen Wirtschaftskammer die Absicht, diese Häuser niederzureißen, da sie wirtschaftlich gesehen, unrentabel seien. Dafür soll ein Kongreßgebäude für alle lettischen Wirtschaftskammern erbaut werden.

2 Aufnahmen Archiv
1 Aufnahme Atlantic-Photo

rung (besonders durch Mischehen), wenn sie als Gesellen oder als junge Meister wieder aufs Land hinausgingen. Um wieviel größer ist heute diese Gefahr, um wieviel größer daher die Bedeutung solcher Internate!

Eine kleine Vorstellung von dem schweren Leben der in kleinen Städten und auf dem Lande verstreut wohnenden Deutschen konnten wir gewinnen, als uns die Unterrichtsverwaltung einlud, das Fest des zehnjährigen Bestehens der deutschen Grundschule in Autz an einem Sonntag mitzufeiern.

Autz ist ein Landstädtchen von etwa 3000 Einwohnern, von denen nur etwa 1% Deutsche sind. Hier ist 1923 durch die Tatkraft eines Kaufmanns eine deutsche Grundschule eingerichtet worden, zuerst mit 11 Schülern, deren Zahl bald auf 24 stieg. Die „Schule" hatte zunächst nur 1 Stube, und Lehr- und Anschauungsmittel gab es im Anfang garnicht. Die Lehrerin war, wie ihr Tagebuch erzählt, glücklich, „als ihr aus Privatbesitz Anschauungsbilder von Hirt (Sommer und Herbst), eine Karte Lettlands und ein Globus zur Benutzung überwiesen wurden". Von Anfang an befanden sich unter den Kindern viele, die nicht in der Stadt oder in der Nähe, sondern weitab wohnten. Die Schulchronik berichtet: „ein Teil hatte täglich eine Strecke von 2 mal 7 Kilometer zurückzulegen, und besonders bedauernswert war es, daß sie sich in der kalten Schulstube (oft unter 0 Grad) nicht einmal erwärmen konnten. Trotzdem kamen sie unverdrossen zur Schule". Darum gründete der deutsche Elternverband im Schuljahr 27/28 ein Internat. Das hatte ein weiteres Anwachsen der Schülerzahl zur Folge (34) und machte die Anstellung einer zweiten Lehrerin erforderlich. So war der Stand der Schule, als zu Beginn des Schuljahres 28/29 der junge „Lehrerpfarrer" Karl Tempel nach Autz kam. Noch vor Beginn des Unterrichts suchte er zu Rad sämtliche in der Umgegend von Autz lebenden deutschen Familien auf, und es gelang ihm, in mehreren Fällen die Eltern zu veranlassen, ihre Kinder nicht aus der deutschen Schule zu nehmen, in anderen Fällen, sie dazu zu bewegen, ihre Kinder aus den lettischen Gemeindeschulen zu nehmen und nach Autz zu schicken, wo sie im Internat ein Unterkommen fanden. So hat er in rastlosem Bemühen all die Jahre hindurch in einem Umkreis von vielen Kilometern alle deutschen Familien erfaßt. Daher stieg die Schülerzahl immer mehr, und daher wurde die Raumfrage immer dringender.

„In der Schule gab es immer noch fast keine Lehrmittel, der Rauch aus der Schmiede, die an der Hofseite des Schulgebäudes angebaut war, stieg in die Klassen, die vorübergehend so kalt waren, daß der Unterricht ins Internat verlegt werden mußte; das Trinkwasser war unbrauchbar, und der Hof, den die Kinder auf dem Gang zum Abort jedesmal überqueren mußten, glich in der Uebergangsjahreszeit einem schier unpassierbaren Morast. — Nicht viel besser war es im Internat, das 16 Kinder beherbergen mußte. Zu Beginn des Schuljahres wurden leere Räume übernommen. Ein Tischler schlug aus alten Brettern das notwendige Mobiliar zusammen; was noch fehlte, ersetzte Frl. G. durch ihre eigenen Möbel, die sie opferfreudig zur Verfügung stellte. Die Räume waren zudem viel zu klein, der Mangel an Betten sehr groß. Die Kinder mußten zu 2 oder 3 in einem Bette schlafen, manche lagen auf der harten Diele, selbst ohne Strohsack. Frl. G. hatte sich vom Tagesraum ein Winkelchen mit einem Schirm abgeteilt, hinter dem ihr Bett stand. . . Das Gebäude war so feucht, daß Streichhölzer, die über Nacht in der Nähe einer Wand lagen, unbrauchbar wurden." So erzählt die Chronik der Schule vom Jahre 28/29. Trotzdem hielt man durch, und seit 1932 bewohnt die Schule freundliche Räume, die den wichtigsten Ansprüchen der Hygiene genügen, aber freilich nur knapp zureichen; denn die Zahl der Schüler stieg auf 52; von diesen wohnten 31 im Internat.

Das ist in großen Zügen die Geschichte der kleinen deutschen Schule in Autz, wahrlich: ein erhebendes Zeugnis der Kraft einer wahren Volksgemeinschaft und ein bewunderungswürdiges Beispiel für das zähe Ringen und das stille Heldentum deutscher Volksgenossen auf halbverlorenem Posten!

An der Zehnjahr-Feier dieser Schule also haben wir mit einigen Rigaer Kollegen teilgenommen. Eine kurze Schilderung des Festes soll den Aufsatz beschließen und zugleich ein Zeichen dankbaren Gedenkens sein an den „Lehrpfarrer" und seine Getreuen.

Es war von vornherein so, als kämen wir in eine große Familie: wir wurden zum Mittagessen auf die Familien verteilt, die sich Gäste ausgebeten hatten; so wurden wir rasch miteinander bekannt, und die Zeit verging im Fluge; denn beide Seiten wollten ja so viel von einander hören! Um 3 Uhr begann die Feier in dem festlich geschmückten größeren Schulraum. Man saß und stand in drangvoll fürchterlicher Enge; denn wer irgend von den Eltern konnte, war natürlich erschienen. Wir setzten uns mitten unter die Väter und Mütter, durchweg ganz einfache Leute. In den Pausen versuchten wir, uns mit ihnen zu unterhalten, aber das mißlang im Anfang; ein seltsames Mißtrauen schien die Leute, besonders die Männer, zurückzuhalten. Endlich fragte mich ein Bahnarbeiter, der mich zunächst nur immer angeguckt, aber nichts gesagt hatte, während seine Frau längst aufgetaut war: ob es denn wahr sei, daß wir aus Berlin gekommen seien, und ob es wahr sei, daß dort Hungersnot und Revolten herrschten. Ich sagte ihm lachend: wenn dem so wäre, wären wir doch wahrscheinlich jetzt nicht in Autz. Das leuchtete ihm ein, er wurde mit einem Male freier und erzählte, das alles stünde so in der Zeitung, und immerzu höre und lese man, der Hitler werde bald kommen und das baltische Land rauben. — Unterdessen ging die Feier vor sich: Pastor Tempel hielt zunächst in lettischer Sprache eine Begrüßungsansprache an die Vertreter der lettischen Schulen, die ein Lette höflich in deutscher Sprache erwiderte, danach wurde die lettische Nationalhymne gesungen, und dann sprach Tempel aus tiefstem Herzen über das Werden der ihm anvertrauten Schule. Und nun rollte sich die schier zu reiche Festfolge ab: Gedichte, Lieder, lebende Bilder, ja sogar ein Theaterstück, alles mit Liebe und Begeisterung vorgetragen. So verflogen die Stunden, und wir mußten Abschied nehmen, wirklich „mit Gewalt", wie es in dem Soldatenliede heißt. Das wunderschöne Schlußlied „Kein schöner Land" klang noch lange in uns nach, als wir durch die nächtliche Landschaft nach Riga zurückfuhren, und es war, als gehöre es zum Erlebnis dieses Tages, als einer der Rigaer Kollegen, der zur Baltischen Landeswehr gehört und geholfen hatte, im Mai 1933 zusammen mit den deutschen Freikorps die Heimat von den Bolschewiken zu befreien, zu erzählen begann von dem tollkühnen Handstreich der Ueberrennung der Dünabrücken am 22. Mai und damit die Gestalten der heroischen Kämpfer heraufbeschwor, eines v. Manteuffel, v. Medem und Leo Schlageter.

Zwei Tage darauf schrieben uns die Kinder des Autzer Internates einen rührenden Brief: sie bedankten sich für das Konfekt, das wir ihnen gebracht, und hatten alle eigenhändig unterschrieben. — Kurz darnach war die Studienwoche zu Ende; zum Abschied überreichte mir der feinsinnige Direktor des deutschen Gymnasiums 3 Bilder von Denkmälern deutscher Baukunst in Riga und bat mich, ich möchte sie in der von mir geleiteten Schule aufhängen; sie zieren jetzt die Wand eines Korridors und mahnen uns täglich, der Auslandsdeutschen eingedenk zu sein. Den Autzer Kindern aber haben wir ein großes Bücherpaket geschickt.

Dazwischen zeigte uns die Leiterin das Internat; in einem niedrigen, langgestreckten Gebäude, das offenbar vorher Wirtschafts- und Lagerzwecken gedient hat. Sie erzählte uns lustig und stolz von den Fortschritten in der Hygiene: kein Junge wage es mehr, frühmorgens im Waschraum zu erscheinen mit mehr bekleidet als seiner Hose, und keiner brauche mehr ermahnt zu werden, sich die Zähne zu putzen.

Schulfahrt

Von Herbert Otterstädt

Mit 7 Aufnahmen des Verfassers



So sehr sich die Kinder freuen, wenn die Klasse oder eine Gruppe auf Fahrt geht, so besorgt sind immer noch einige Eltern. „Gewiß, unsere Elisabeth spricht ja von nichts anderem mehr als von der Fahrt ins Sauerland, aber ich fürchte, daß das Kind noch zu schwach für solche Strapazen ist. Den ganzen Tag den schweren Rucksack auf dem Rücken . . . .?" Oder: „Unsere Auguste kann sich doch die Haare noch nicht allein machen, sie ist doch auch erst im vierten Schuljahr!" Andere Eltern wieder fürchten um ihr Kind, das nachts so unruhig schläft und sich so leicht erkältet. Das sind so die Stimmen der besorgten Mütter.

Solche Lehrfahrten sind nun keine reinen Vergnügungsfahrten, vielmehr liegt ihnen in erster Linie die Absicht zugrunde, den Unterricht in der Klasse durch ausgewählte Erfahrungen, Anschauungen und gewonnene Erkenntnisse zu unterbauen und zu vertiefen. Zugleich aber sind gerade solche Fahrten ein Erziehungsmittel, wie man es sich kaum besser denken kann. Denn hier muß sich jeder unter das Gesetz der Kameradschaft stellen, muß einer auf den andern Rücksicht nehmen, muß helfen, kurz: muß sich in die Gemeinschaft einordnen. Und da stellt es sich immer wieder heraus, daß gerade jene Kinder, um die die Eltern sich sorgten, weil sie zu unselbständig waren, es mit spielender Leichtigkeit lernten, unterwegs auch ohne Mutters Schwamm auszukommen und doch sauber zu sein. Da nun hinter den meisten kleinen und großen Sorgen der Eltern aber die Unkenntnis über Sinn, Wesen und Ablauf einer solchen Schulfahrt besteht, will ich hier einmal über unsere diesjährige Fahrt berichten, die uns — eine gemischte Klasse des dritten und vierten Schuljahres — in den Pfingstferien in das schöne Ahrtal führte.

Morgens um 6 Uhr ertönt das Fanfarensignal. Wecken! Noch rauscht die Ahr über das Wehr in der Wiese neben der Jugendherberge, durch zerfetzte Morgenwolken greifen die ersten Sonnenstrahlen in die regennassen Blätter der Bäume. Nach 5 Minuten ist alles aus den Betten und bald steht die Gruppe im Badeanzug im Hof der Jugendburg. Links um! Folgen! Im Dauerlauf geht's durch den tropfenden Wald bis zur Ahr. Turnschuhe aus, und hinein stürzt die Gruppe ins knietiefe Wasser. Nach einer kurzen wilden Spritzschlacht, die der Lehrer natürlich mitmacht, reiben wir den Körper sorgfältig mit dem

Handtuch ab und marschieren singend zurück ins Quartier. Hier werden nun zuerst die Betten gemacht, wobei die Größeren den Kleineren helfen. Der „Stubendienst" räumt unterdessen den Schlafsaal auf; noch ein kritischer Blick, ein letztes Zurechtrücken, dann wird vor dem Hause zur Flaggenparade angetreten.

Nach dem Morgenkaffee, den die Führerin inzwischen gekocht hat, geht der „Küchendienst" an seine Arbeit, indessen die Gruppe mit dem Lehrer in den warmen Tag hineinwandert, hoch oben, wo die Winzer in den Weinbergen schaffen. Dort sehen wir ihrer Arbeit zu, sprechen auch mit ihnen und lassen uns vieles erklären. — Eidechsen beobachten wir auf den heißen Schiefersteinen, blühenden Ginster und tiefblaue Bergglockenblumen untersuchen wir. — Wir atmen tief, denn der Weg ist hart und geht steil aufwärts.







Endlich sind wir auf dem Gipfel! Winzig klein dehnt sich unter uns Altenahr an den Ufern des Flüßchens aus, das sich wie eine riesige Silberschlange durch das Gebirge windet. Ganz fern im Süden winken die flachen Kuppen der Eifelhöhen durch den Äther, lauter sanfte, wellige Linien, die sich zart überschneiden. Schon sitzen wir eine Stunde hier oben im Licht und Wind. Die Sonne schält an unserer Haut, und die Kinder werden des Schauens, Fragens und Hörens nicht müde.

Der Mittag fällt ins Land, in der Ferne flimmert die Hitze und in den

Tälern wogt das Getreide wie ein kräuselnder See. Hungrig steigen wir talwärts. Am Fluß dort unten sehen wir schon die qualmenden Lagerfeuer, wo der „Küchendienst" ein kräftiges Eintopfgericht zubereitet hat. Jeder holt den Futternapf hervor und nach einem gemeinsamen Mittagsspruch geht es ans Essenfassen. Und dann hört man eine Weile nichts als eine lustig schwatzende Gesellschaft. Nach dem Essen waschen wir unsere Näpfe in der Ahr aus und lassen sie mit heißem Wasser nachspülen. Dann ruhen wir im Schatten eines alten Uferbaumes nach dem Mahl.

Am Nachmittag baden wir in der Ahr, dort, wo sie wild rauscht, lärmt und über schwere Steinbrocken schlägt. Hei, macht das Spaß! An blankgeschliffenen Steinen beobachten wir die immerwährende Arbeit des Wassers, erklären uns die Ausbuchtung des Flußbettes, schauen einem Forellenangler zu und lassen uns die Fische des Gebirgswassers zeigen. Etliche Jungen sammeln unterdessen Steine, Schiefer und Grauwacke, Kieselquarze und Sandstein. Ganz von selbst erhebt sich die Frage nach der Herkunft und Entstehung dieser seltsamen Dinge. Noch einmal am Spätnachmittag wandern wir in die Berge zum schwarzen Kreuz, wo wir uns lange über die Entstehung der Gebirge und Täler unterhalten. Schweigend starren wir dann in die große Einsamkeit, und die Kinder ahnen wohl zum ersten Mal in ihrem jungen Leben die Größe der Schöpfung.

Nach dem Abendessen sammeln wir uns noch einmal mit allen Gästen des Hauses, deutscher Jugend aus dem Ost und West, Nord und Süd des gewaltigen Reiches. Eine BDM-Gruppe singt, Guitarren begleiten, wir alle singen begeistert mit: „Erde schafft das Neue, Erde nimmt das Alte." Um 9 Uhr gehen unsere Kleinen in den Schlafsaal und nach einem letzten Waschen und Zähneputzen danken sie dem Schöpfer für diesen Tag. Mit den Klängen der Klampfen und dem Gesang der Aelteren vor dem Hause schlafen sie ein und träumen wohl vom letzten mutigen Burggrafen der Are.

Ohne Heim - keine Heimat

Von Möller-Crivitz

Vor kurzem besuchte ich eine mir bekannte Familie, deren Haushalt am treffendsten mit dem Wort: einfach-bürgerlich bezeichnet werden kann. Die Wohnung bestand aus drei Zimmern, denen man es aber schon sofort anmerkte, daß in ihnen ein wundersamer Geist lebte. Da sah man keine prunkhaften Möbel, keine unförmig breiten Sessel, keine pompösen Leuchter und all die vielen Gegenstände, die einen „gediegenen" Hausstand ausmachen sollen. Und doch, welch feine Uebereinstimmung herrschte hier zwischen den sicher ererbten Möbelstücken und den neu erworbenen! Hier spürte man keine „vornehme Ruhe" und „strenge Zurückhaltung", die uns fremd bleiben läßt, nein, hier atmete alles einen so beschwingten Geist, daß man ordentlich froh wurde, Gast in diesem Hause zu sein. Die Hausfrau mochte es gemerkt haben, wie meine Blicke über die Gegenstände tasteten, darum meinte sie — ganz ohne jene Scham, die ich anderswo antraf, wenn man von diesen Dingen sprach —: ja, den Schrank dort aus Nußbaumholz schenkte uns die Mutter meines Mannes. Er ist sicher schon mehr als fünfzig Jahre alt. Aber paßt er sich nicht fein den anderen Möbeln an? Die Frau hatte recht. Ein Kunsttischler hätte ihn nicht besser für diese Umgebung schaffen können. Und genau so verhielt es sich mit allen anderen Dingen in diesem Raum. Als ich dann den Wohnzimmerschrank ansah, lächelte die Frau wieder und meinte, auch mit diesem Schrank verbinde sich ein Stück ihrer Familiengeschichte. Und dann wußte sie in anregender Weise zu erzählen, wie sie dieses oder jenes Stück erworben hätten. Da hörte man heraus, mit welcher Liebe und welcher Sorgfalt alles überlegt war. Und ehe wir es uns alle versahen, sprachen die Gegenstände zu uns und wußten so feine Geschichten zu erzählen, daß uns recht heimelig in ihrem Kreise wurde. Die beiden Kinder, die hörend diesen Gesprächen folgten, bekamen blanke Augen, und sie werden es sicher einst ihren Kindern berichten, was uns diese Stunde groß machte und schön. —

Als ich dann heimwärts ging, mußte ich an meine Wohnung denken. Gewiß, auch sie hatte viel zu sagen. Ob ihre Sprache aber auch so stolz und so beglückend sein kann? Und dabei fiel mir ein anderer Besuch ein bei Bekannten, in deren Wohnung alles wie ausgerichtet war. Ueberall herrschte eine nicht zu übertreffende Ordnung, zugleich aber etwas Bedrückendes, daß kein frohes Gespräch aufkommen konnte. Wenngleich auch niemand davon sprach, so spürte man doch aus jedem Satz die wirtschaftliche Not heraus. Und dabei war diese Familie wirtschaftlich, d. h. einkommensmäßig, sogar noch besser gestellt als jene, die ich soeben verlassen hatte. Die beiden Kinder dieser Familie machten nicht den frischen und lebendigen Eindruck; selbst in ihren Mienen meinte man das graue Gespenst der ängstlichen Sorge lesen zu können. So war das kein erquicklicher Besuch gewesen.

Daran mußte ich denken. Ich kannte diese Eltern von früher her und wußte, welch lebensfrohe Menschen es einst gewesen. Wie ganz anders war das alles gekommen! Wie ich so nachdenklich durch die Straßen ging, fiel mir von ungefähr ein Transparent in einem Schaufenster eines Möbelgeschäftes auf. Darauf stand geschrieben: „Teilzahlungen nach Ihrem Wunsch!" Und da, glaube ich, fiel mir plötzlich ein, woran es liegen konnte, daß diesen einst so lieben Menschen alle Freude verloren gegangen war.

Haben wir sie schon völlig vergessen, jene Jahre nach der Inflation, die uns so viel Unrast brachten,

und die so viel Unrat nach oben spülten? Jene Scheinblüte für Wirtschaft und Handel, die nur möglich sein konnte, weil eine verantwortungslose Staatsführung Jahr um Jahr viele Milliarden aus dem Ausland hereinnahm, die wir nun bitter und schwer zurückzahlen müssen? Es ist gut, wenn wir uns dieser Zeiten von Fall zu Fall erinnern, wenn wir sie als „Lehrjahre" werten. Da schossen wie Pilze aus feuchtem Erdreich die Abzahlungsgeschäfte jener Tage hervor, deren Aufgabe nicht darin bestand, der Wirtschaft Arbeit und Brot zu verschaffen, sondern sich selbst Profit und nichts als Profit. Die Geschäftspraktiken erfanden, die so viele Existenzen zugrunde richteten. Und nirgends besser wohl kann das Dichterwort angewandt werden: Ihr laßt den Armen schuldig werden und übergebt ihn dann der Pein!

Wie war das doch noch? Da hatte man dem kleinen Angestellten seine solide Wohnungseinrichtung lächerlich zu machen gewußt, hatte ihm eingeredet, daß er es seinem „Stande" schuldig sei, sich nun endlich ebenso ein feudales „Herrenzimmer" anzuschaffen wie es seine Kollegen bereits getan. Vielleicht hatte seine Frau ihm schon wochenlang zugesetzt, die sich vor ihren Bekannten nicht „blamieren" wollte, die sich mehr und mehr vereinsamt sah, weil sie ihre Freundinnen in ihrer „unmodernen" Wohnung nicht mehr empfangen konnte. So daß er endlich nachgab. Und sie mußte selbstverständlich ihr „Speisezimmer" haben, eines jener zu Tausenden hergestellten Zimmer, die ohne jeden Persönlichkeitswert blieben. Fast immer bestand es aus einem „schweren" Buffet, auf dem in überladener Menge grobgeschliffenes Kristall protzte, einer dem Buffet ähnlichen Anrichte und dem wuchtigen „Viererauszugtisch", an dem eine ganze Hochzeitsgesellschaft Platz finden konnte. Alles war natürlich „Eiche", d. h. es war furniert, was soviel heißen soll, daß eine hauchdünne Schicht dieses edle Holz vortäuschte, während innen nur billiges und oftmals wertloses Kiefernholz verarbeitet war. Aber das störte die wenigsten, denn es paßte wohl auf die Mehrzahl der Menschen jener Zeit. W i r w a r e n j a f a s t a l l e m e h r o d e r w e n i g e r f u r n i e r t, wollten nach außen immer mehr scheinen als wir wirklich waren. Daß die Stühle dieses Zimmers aus solidem Buchenholz verfertigt waren, konnte der Bezeichnung „Eiche" ebenfalls keinen Abbruch tun, denn in der Beizfarbe stimmte ja alles überein. Und darauf kam es wohl nur an! Zu solchem Zimmer gehörte aber auf jeden Fall ein serienmäßig hergestellter Teppich, möglichst „durchgewebt", damit er einem orientalischen täuschend ähnlich sah. „Wer merkt denn schon, daß es eine Kopie ist?", dachte man und lächelte überlegen über jene, die sich von den alten Grundsätzen unbedingter Aufrichtigkeit in allen Dingen nicht zu trennen vermochten.

Und das „Herrenzimmer"? Nun, wenn es nicht ebenfalls „Eiche" war, so mußte es auf jeden Fall „Nußbaum" sein, hochglanzpoliert, das versteht sich, wobei die wenigsten wußten, daß es damals Fabriken gab, die einen Lack verwandten, der die kostspielige Politur „ersetzte". Aber was verbarg sich hinter den hohen, geschliffenen Scheiben des breiten Bücherschrankes? Etwa Bücher? O nein. Vorsorglich hatte die Hausfrau bereits Gardinen angebracht, um den Inhalt des Schrankes den Blicken zu entziehen, denn in den Fächern verwahrte sie ihre Wäsche, der Mann einige Zeitungen und Zeitschriften und nicht zuletzt die unumgänglichen Requisiten eines geordneten und gastlichen Hauses der damaligen Zeit: den Likör. Wenn es aber hoch kam, dann sah man einige Paradebände in knallrotem oder giftgrünem Leder gebunden, die jeden Monat mit Stirnrunzeln in Empfang genommen wurden. Sie kamen von einer der vielen „Buchgesellschaften", die auch nur in jenen Jahren bestehen konnten, deren Mitglied aber auch unser kleiner Angestellter werden mußte, wollte er bei seinen Kollegen nicht in den Ruf eines Banausen kommen. Zwar belieferte seine Buchgesellschaft ihn mit einem Schrifttum, das er entweder nicht verstand, oder es schickte ihm protzenhaft ausgestattete Werke zu, die er bereits besaß, wenn auch in schmucklosem Gewande. Um die Zeit konnte es denn auch vorkommen, daß einem jemand auf die Frage, ob er Nietzsche kenne, antwortete: „Und ob!"

Und der massive Schreibtisch mit der hochglanzpolierten Platte? Oh, da standen einige Bilder darauf in schlichtem Goldrahmen, lag eine schwere Ledermappe griffbereit, prunkte ein unförmiges Schreibgerät aus Marmor, dessen Löscher allein gut und gerne seine drei Pfund wog. Natürlich bohnerte die auf Sauberkeit bedachte Hausfrau die Schreibtischplatte mit Wachs, weswegen man kein Stück Papier auf die

Der deutsche Erzieher

Den Kinderherzen, schönstes Ackerfeld,
sind wir als Säer unsres Volks bestellt.
Wir sind die Säer einer neuen Zeit.
Ein großes Wort! Bist du zur Tat geweiht?
Wir sind die Säer einer neuen Zeit.
Sind deine Hände rein und saatbereit?

Aus Gott und Volk empfangt das Samenkorn
und unsres Werkes steten Hoffnungsborn.
Nur der ist Säer einer neuen Zeit,
der hofft und glaubt, trotz Teufel, Tod und Leid.
So werdet Säer einer neuen Zeit
und betet täglich, daß die Saat gedeiht!

Eduard Rothemund

Platte legen konnte. Und so blieb dieses Zimmer, in dem man von Zeit zu Zeit seine Gäste empfing, was es auch nur sein konnte: ein möblierter Raum, in dem man aber nicht arbeiten konnte. Aber das bedeutete ja auch nichts, denn häusliche Schreibarbeiten hatte sein Besitzer nicht zu erledigen. Gewiß, auch diese stellten sich dann im Laufe der Zeit in nur zu vielen Fällen ein, doch bestanden sie dann wohl nur aus Benachrichtigungen an die Lieferfirma, daß diese gegen die Pfändung der Möbel Einspruch erheben möge. (Aber diese peinlichen Briefe schrieb man dann wohl lieber in einer stillen Stunde im Dienstbüro.)

Um diese Zeit sind jene Witze entstanden, die nach mehr als einer Richtung hin die Zeit kennzeichneten. Der eine spricht davon, daß die Hausfrau am ersten des Monats noch drei Mark besitzt, weswegen sie ihren Mann ganz besorgt fragt, welche Rate sie vergessen haben möchte. Und im andern drückt der Vater seinem achtjährigen Sohn zwei Mark in die Hand mit der Weisung, sie der Hebamme zu bringen, worauf er dann erleichtert zu seiner Frau sagt: „So, das war die letzte Rate, nun gehört der Junge uns!" Fürwahr, treffender kann man den Zustand und die geistige Verfassung jener Tage nicht ausdrücken.

Hatte sich unser kleiner Angestellter nun von oben bis unten neu eingerichtet, hatte er die Erbstücke aus Urväter Hausrat sang- und klanglos in einen Winkel des Bodenraums gestellt, weil sie ein „Schandfleck" seines Heimes geworden waren, oder war er sogar so töricht gewesen, sie um ein paar Mark willen zu veräußern, dann mußte er doch alsbald spüren, daß dieser Glanz eine harte Last für ihn bedeutete. Schon am nächsten Ersten konnte er feststellen, daß er, der Gehaltsempfänger, der Mann in der „sicheren Lebensstellung", der von vielen beneidete, im Grunde genommen ein armer Mann war, daß er oftmals nicht ein paar Mark im Hause hatte. Alles fraßen gierig und unersättlich die Raten des ihm einstmals in so leuchtenden Farben geschilderten „Finanzierungsplans". Noch schlimmer wurde es aber erst, als man die „Notverordnungen" erfunden hatte, die ihm über Nacht unverhältnismäßig hohe Gehaltsabzüge bescherten. Da betrug das Einkommen oft nicht einmal so viel, wie die Abzahlungsraten ausmachten. Kam dann noch ein Krankheitsfall, dann war es vollends aus. Zwar gab es auch schon damals Kaufleute, die aufrichtiges Verstehen für ihn aufbrachten, aber sie konnten ihm in vielen Fällen auch nicht helfen. Denn auch sie hatten ja auf Grund dieses „Finanzierungsplanes" eingekauft, auch sie durften mit der pünktlichen Abzahlung nicht in Verzug geraten! Da halfen dann weder gute Worte noch harte Verwünschungen. Ehe sichs alle versehen hatten, war der Gerichtsvollzieher ungebetener Gast im Hause geworden. Und mit ihm kam die Angst. Aber keiner mochte sich von dem Flitterglanz einer Umgebung trennen, die ihm nur Elend und Sorge bereitete. Jeder Pfennig, jede Mark mußte zusammengescharrt werden, um diesen äußern Schein von Wohlhabenheit zu erhalten. Bis — ja, bis eines Tages die Mitteilung ins Haus flatterte, daß der Sohn oder die Tochter die höhere Schule verlassen müßten, weil das Schulgeld nicht bezahlt worden, und die Pfändung erfolglos ausgefallen sei! —

Was nützte es da, daß der Vater sich in qualvoll langen Nächten auf dem Lager den Kopf zergrübelte? Er fand ja doch keinen Ausweg. Was half es der Mutter, daß sie vergrämt, versorgt und mit verweinten Augen durch die freudlose Wohnung irrte? Wußte sie Rat? Von da ab lebte die Angst unter ihnen. Und sie verzehrte nicht nur die Eltern, sie machte auch die Kinder frühzeitig einsam und bitter. Denn nun fanden sie den Weg nicht mehr zu Vater und Mutter, nun waren die nicht mehr für sie da, obwohl sie sie so nötig hatten, ihr Wort und ihren Rat. Nun irrten auch sie planlos und ziellos umher, konnten so oft mit sich und den Dingen um sie nicht fertig werden. War es da Wunder, daß viele von ihnen den Glauben verloren und die Kraft, um dieses Leben zu meistern?

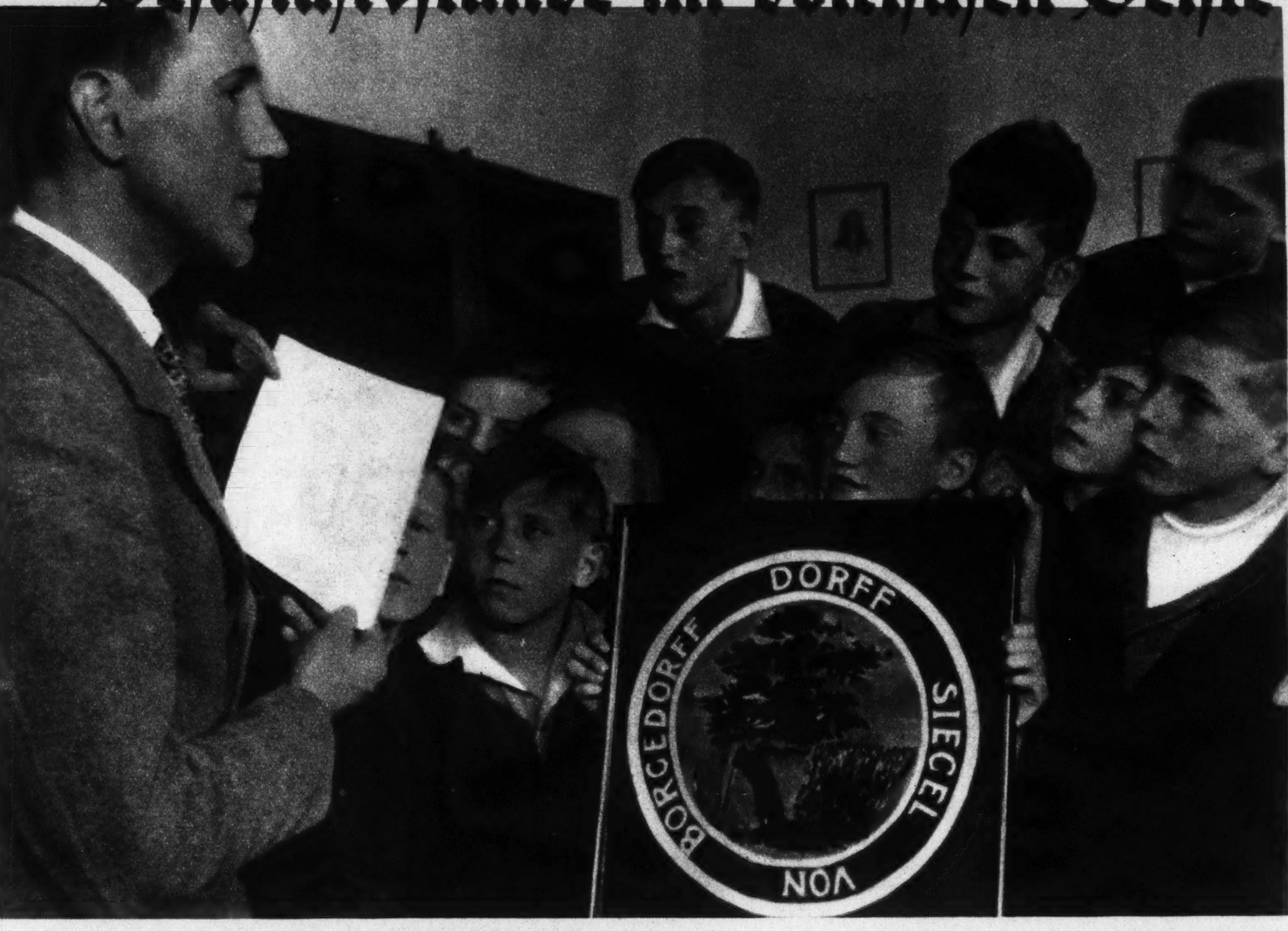
Und wer trägt die Schuld? Wen soll man verantwortlich machen für so viel Unheil? Sie liegt begründet in einer Zeit, die uns glauben machen wollte, man könne etwas besitzen, das man nicht mühsam erworben habe! Die Sucht, es dem andern gleichzutun, nach außen mehr zu zeigen als man zu bieten hat, sie war es, die Tausende und Abertausende von glücklichen Familien in den Taumel riß. Denn Kino, Theater und Buch zeigten ja ebenfalls eine Welt, die es nie gab, die nie existieren konnte. So umgaben sich diese Familien mit einem Pomp, der ihnen das Heim fremd machte, der es ausfüllte mit Not und Sorge. Und sie bewunderten diesen Flitter, der nicht zu ihnen paßte, und lächelten über jene, die den Stuhl, darinnen eine Mutter einst liebe und feine Gedanken gehabt, verehrten und ihm einen Ehrenplatz im „guten Zimmer" anwiesen, oder die im Wäscheschrank aus alten Tagen gewachsene Geschichte sahen, den sie nicht um ein paar Mark vertrödeln konnten. So wurde das bewundert, was vielen später so sehr zum Verhängnis wurde. Und nicht alle haben sich ohne Schaden wieder aufrichten können.

Ob wir damit jedwede Käufe auf Ratenzahlung ablehnen wollen? Ganz gewiß nicht. Viele Gegenstände, die wir benötigen, würden wir nur schwerlich kaufen können, wenn deren Anschaffung uns nicht durch ein klug durchdachtes Zahlungssystem möglich gemacht würde. Aber wie das Gute fast immer dicht neben dem Bösen liegt, so auch hier. Zahlungsverpflichtungen, die über unsere Verhältnisse gehen, bringen Sorgen und Elend. Damit aber zerstören sie das Zusammenleben der Familienmitglieder, machen das Elternhaus freudlos und leer. Umsomehr, wenn die Sucht, dem Nächsten nicht nachzustehen, die treibende Kraft für Anschaffungen ist, die uns schließlich jene Umgebung schaffen, von der vorhin die Rede war.

In seinem Beitrag: „Ohne Heim keine Heimat" (Heft 2/1935) schrieb der Herausgeber dieser Zeitschrift u. a.: „Das deutsche Haus muß der Familie ein Heim werden, wenn der Staat dem Volke Heimat sein soll!" Ein wahres Wort! Wo aber durch selbstgeschaffenes Unheil jedwedes Familienleben zerstört wird, weil Angst und Sorge und Not umgehen, da kann dem Kinde kein Heim sein, da wird es um sein schönstes und reinstes Kinderglück betrogen: um seine Jugend. Und darum haben wir die Gedanken einmal zurückschweifen lassen in eine Zeit, die — hoffentlich — überall überwunden ist.

Otto Zacharias:

Geschichtsstunde im völkischen Geiste



Aufnahme Scherfch

An einem praktischen Beispiele wollen wir einmal zeigen, wie der Geschichtsunterricht heute weniger Wert auf vieles Wissen legt als auf die Forderung, daß er von rassischer Blutwärme durchströmt sein muß.

Die Wahrheit des Goethewortes: „Wir gehören zu dem Geschlecht, das aus dem Dunklen ins Helle strebt" läßt sich an niemandem besser beweisen als am Menschen der Hansa. Dieser zeigt, daß deutsche Kraft, deutsche Kultur selbst in den Zeiten der Finsternis sich nie in sich verzehren, sondern sich schöpferisch immer wieder von neuem entfalten und andere Völker zur Bewunderung zwingen.

Kein anderer offenbart so die typischen Eigenschaften des nordischen Menschen wie der hansische: Unternehmungslust, Seefahrermut, Entschlossenheit, Willensstärke, Zähigkeit, künstlerische Kraft, Gläubigkeit, Treue, Ehre, Freiheitsdrang, heldischen Sinn.

Die dudesche Hansa ist ein Musterbeispiel dafür, daß gerade der Geschichtsunterricht Rassebewußtsein und Ahnenstolz zu wecken und zu pflegen imstande ist.

Begeisterung wird hervorgerufen:

durch lebendige blutvolle Schilderung,
durch das Unterrichtsgespräch,
durch Benutzung von Quellen,
durch Hinweise auf die Sprache (Volkslieder, Wortbedeutung),
durch Auswertung der Büchereien,
durch Bild und Lichtbild,
durch Besuch von Museum und Theater.

Die nun folgende Geschichtsstunde wendet alle Mittel an, um den Unterricht — wie der leider zu früh verstorbene Minister Schemm sagt — „unter dieses große Planvolle: Rasse, Wehr, Persönlichkeit, Volk, Gott zu stellen".

Der Lehrer schildert die Blütezeit der deutschen Städte im Mittelalter: „Um das Jahr 1250 schlossen unternehmungslustige, willensstarke Kaufherren von Lübeck, Wismar und Rostock einen festen Bund, die deutsche Hansa. Der plattdeutsche Name: „Die dudesche Hansa" hatte in ganz Norddeutschland einen guten Klang. Gegen einhundert Städte traten dieser Vereinigung allmählich bei. Einigkeit und Gemeinsinn der Hansastädte, Ausdauer, Fleiß, Klugheit, Tatkraft und Tüchtigkeit der hansischen Kaufleute führten zu höchster hanseatischer Macht. „Die dudesche Hansa" gründete Handelsplätze in London, Stockholm, auf Schonen in Südschweden, in Norwegen, Ant-



Hessische Bauernmädchen in ihren kleidsamen Trachten in der Schule

Aufnahmen: Hans Retzlaff



werpen, Brügge, Venedig, Lissabon — und beherrschte den Handel mit England, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland, Polen und Rußland.

Also nicht erst nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71, sondern schon damals trat Deutschland in den Welthandel ein.

Daß Seefahrt und Welthandel selbstbewußt und reich machen, bezeugen die prächtigen Bauwerke jener Zeit.

Eins, das damals begonnen, aber erst nach sechshundert Jahren vollendet wurde, kennt ihr alle."

„Den Kölner Dom!"

„Kein anderes Vätererbe spricht so von unseren Vätern, von ihrer künstlerischen Kraft und von ihrem frommen Sinn wie diese herrliche Kirche, deren schlanke Türme ebenso himmelan streben, wie die hanseatischen Menschen das getan haben." —

Die Kinder haben andächtig zugehört. So stolz auf ihre Ahnen sind sie noch nie gewesen. Sie bewundern die Wucht und Zähigkeit dieser



Oben:
Hessische Schulklasse im Marburger Land

Mitte:
Ob das wirklich 13–14jährige sind?

Unten:
Die Schwälmer Mädchen lernen in der Schule bei einer Bäuerin die schwierigen Muster ihrer Zwickelstrümpfe stricken

Nordischen, die immer große Kaufleute, niemals aber kleine Krämerseelen waren. —

Jens, der auf dem Reichsparteitage gewesen ist, fuchtelte schon eine ganze Weile mit dem Arme in der Luft herum. Er kann es gar nicht erwarten, bis der Lehrer ihn fragt. Jetzt — endlich! Und nun legt er los:

„Ich habe in Nürnberg wunderschöne alte Kirchen, Tore, Türme, Brunnen, Rathäuser und Bürgerhäuser gesehen. Von den meisten habe ich Ansichtskarten gekauft, von manchen auch Aufnahmen gemacht. Darf ich die zur nächsten Geschichtsstunde mitbringen?"

„Jawohl, das darfst du, Jens, und ich werde euch die Bilder mit dem Epidiaskop an die Wand werfen."

Die Klasse strahlt.

Heinz möchte wissen, warum die Kaufleute sich gerade um die Mitte des 13. Jahrhunderts verbunden haben.

Erich, der bei seinen Kameraden nur „der Professor" heißt, sagt es ihm: „Die Kaiser kümmerten sich so gut wie gar nicht um Deutschland. Straßenräuber lauerten den Wagen und Seeräuber den Schiffen auf. Da mußten sich die Bürger selber helfen."

Der Lehrer ergänzt: „Die Hauptleute der Seeräuber waren Gödeke Michel und Klaus Störtebeker, das bedeutet Stürz-den-becher."

Und nun läßt er den Prediger Reimar Kock zu Lübeck erzählen, wie gegen diese Räuber endlich eine Flottenunternehmung beschlossen wurde, die mit der Gefangennahme der Bande und der Enthauptung ihrer Anführer endigte.

Ein Volkslied, das damals auf die berüchtigten Räuber gedichtet und noch im Anfange des 19. Jahrhunderts an den Küsten der Nord- und Ostsee gesungen wurde, liest der Lehrer gleichfalls vor. Es begann:

„Stortebeker und Gödje Michel
Sünd een paar Rovers (Räuber) glikedeel (in gleichen Teilen);
Se roven so lange, bet (bis es) Got verdrot (verdroß),
Do leden (litten) se grot (große) Schande un Not."

Der Lehrer fährt fort: „Ihr seht, daß unsere nordischen Vorfahren nicht von elendem Krämergeiste, sondern von heldischem Geiste, vom Geiste der alten Wikinger erfüllt waren — stolz auf deutsche Art und immer darauf bedacht, den deutschen Namen in der Welt zu Ehren zu bringen. Reichtum und Macht haben sie nicht verweichlicht, wie einst das verwegene Volk der Vandalen im ungewohnten Klima Nordafrikas, sondern sie sind kriegerischen Sinnes geblieben. Mit Leine und Enterhaken verstanden sie nach wie vor nicht weniger geschickt umzugehen wie mit dem Federkiel." — —

Die alte Seeräubergeschichte wirkt auf die Kinder verschieden. Man merkt das an ihren Gesichtern.

Heinz ist begeistert von der Entschlossenheit und dem Seefahrermut der Hanseaten; er ist befriedigt darüber, daß die abgefeimten Gauner kein Unheil mehr anrichten können. Und so denken noch manche. Ob aber alle so empfinden?

Der Lehrer kennt seine Jungs. Er weiß, daß viele unter ihnen — und nicht etwa die schlechtesten — beim Spiel lieber Räuberhauptmann als Gendarm, lieber Indianer als Trapper sind, und daß sie Abenteuer-, Fahrten- und Kriegsbücher viel lieber lesen als langweilige Geschichten, in denen „nichts passiert" und in denen kein richtiger Held vorkommt. Diesen seinen kleinen Draufgängern versichert der Lehrer: „Ihr seid alle brave, ehrliche, rechte Jungs. Es ist keiner unter euch, der seinen Kameraden bestehlen würde. Ja, ihr würdet jeden aus eurer Gemeinschaft ausstoßen, der so etwas Abscheuliches täte. Aber . . . denkt ihr denn alle so wie Heinz? Oder . . . Na, Peter!"

„Ein bißchen leid tut mir der Klaus Störtebeker doch; denn ein Kerl muß er schon gewesen sein. Bestimmt!"

„Aber ein gemeiner!" ruft Wilhelm.

Jens empfindet so ähnlich wie Peter: „Vielleicht waren die Hauptleute gar nicht so gierig auf Beute und Geld; vielleicht hatten sie ihre Freude nur an wilden Bubenstreichen und gefährlichen Raubzügen."

Fritz wendet ein: „Das kann ja alles möglich sein; aber Seeleute müssen ehrlich bleiben, sonst sind sie auch nicht besser als Straßenräuber. Denk doch an den Kapitän der „Emden", der gewiß tollkühne Sachen gemacht hat und dennoch sogar von unseren ehemaligen Feinden geehrt worden ist."

Der Lehrer urteilt: „Fritz hat vollkommen recht. Und weil eben die Häupter der Bande nicht ehrlich gewesen sind, haben sie selbst eine Schuld auf sich geladen, die gesühnt werden mußte — schon aus Rücksicht auf die Allgemeinheit. Und wir sagen auch alle: schade, daß diese Männer ihre Kraft nicht in den Dienst einer guten Sache gestellt haben."

Gustav, der aus der Volksbücherei ein Buch über Klaus Störtebeker gelesen hat, weiß, daß dessen Schiff „Roter Seeteufel" hieß, und daß seine Gesellen sich Vitalienbrüder oder Likendeeler nannten.

„Likendeeler verkauft ja mein Vater," platzt Rudolf, der Sohn eines Gastwirtes, heraus.

Einige kichern.

Jetzt nimmt der Lehrer seinen Jungen, der ganz rot geworden ist, in Schutz: „Da gibt es gar nichts zu lachen. Was Rudi sagt, paßt schon hierher. Der Schnaps hat seinen Namen tatsächlich nach der Bande. Likendeeler bedeutet nämlich Gleichteiler, weil die Seeräuber auf gleiche Teilung raubten. So wird wohl der Likör zu gleichen Teilen aus verschiedenen Sorten gemischt sein."

Helmut ist neulich an einem Regentage im Museum für Meereskunde gewesen. Dort hat er auch die alten Segelschiffe der Hanseaten gesehen.

Der Lehrer lobt: „Es hat mich sehr gefreut, daß ihr in dieser Stunde so rege Teilnahme gezeigt habt. Darum will auch ich euch eine Freude bereiten. Nächsten Donnerstag gehen wir ins Museum."

In den Jubel der Kinder mischt sich das Läuten der Schulglocke.



Soll die Hausfrau photographieren?

Von Anneliese Reuter

5 Aufnahmen: Agfa-Bildarchiv

Noch recht gut kann ich mich darauf besinnen, wie ich am Tage meines ersten Schulganges photographiert wurde. Nach den vielen neuen Eindrücken in der Schule, mußte ich folgsam mit den Eltern zum Photographen gehen, der mich vor eine Gipsballustrade stellte, an die man sich allerdings nicht anlehnen durfte, da sie etwas baufällig war. Den Hintergrund stellte eine in schillernden Farben gehaltene Rheinlandschaft dar. Daß der wichtigste Gegenstand des Tages — der Schulranzen — so gut wie keine Gnade vor den Augen des Photographen fand, konnte ich gar nicht verstehen. Nun, das Bild, das dann entstand, sagt alles.

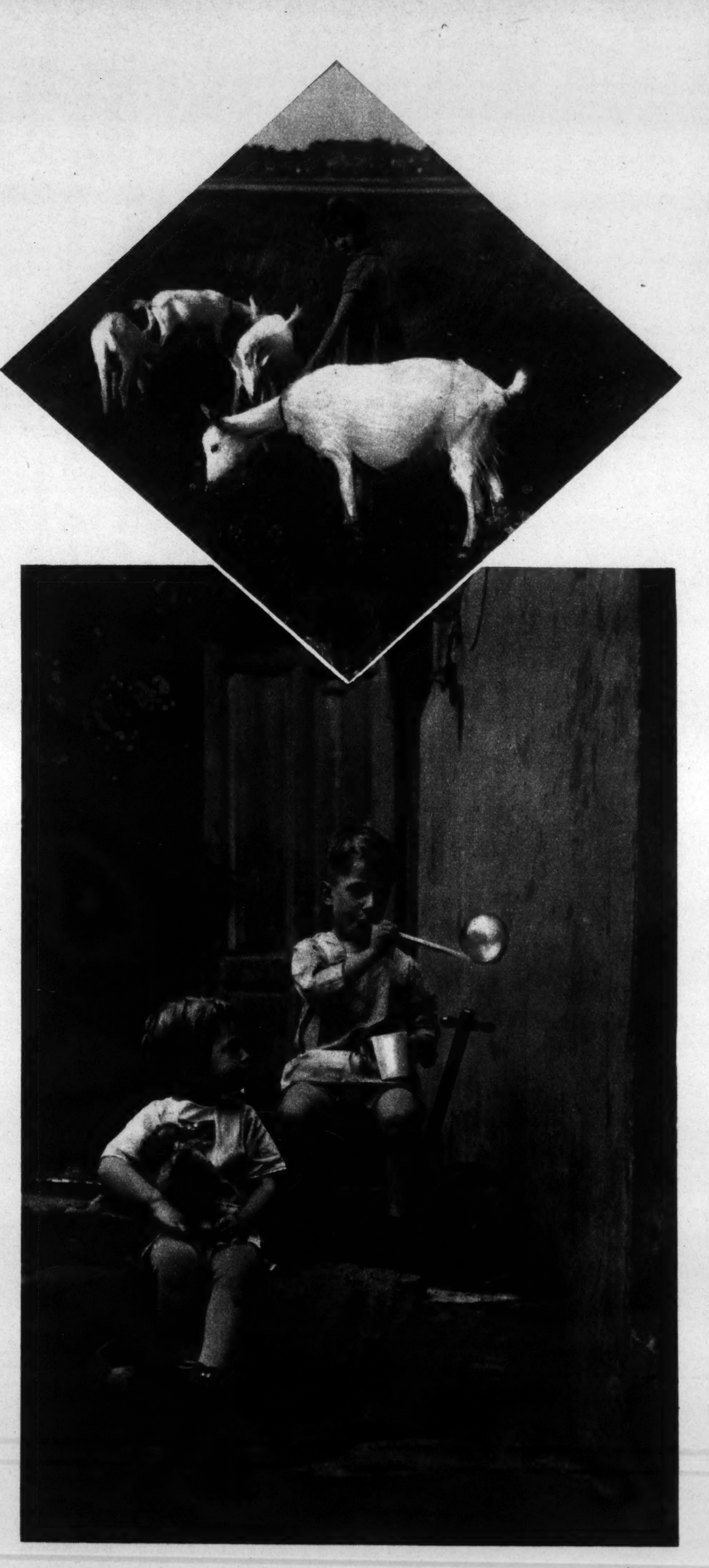
Heute ist dies alles ganz anders geworden. Man muß nur einmal die Freude einer jungen Mutter miterleben, die zum ersten Mal die Photos ihrer Kinder in Händen hält — Photos, die mit ihrem eigenen Apparat und aus eigenem Entschluß selbst gemacht worden sind.

Im Vergleich zum berufstätigen Mann, der tagsüber meist von zu Hause abwesend ist, hat die Frau eine viel stärkere Verbindung mit ihrem Heim, namentlich mit ihren Kindern. Wieviele schöne Momente ergeben sich beim Spiel der Kinder, welche gute Gelegenheit die unerschlossenen Charaktere zu studieren und aus den gewonnenen Aufnahmen für die elterliche Erziehung reiche Erfahrungen zu sammeln. Es gibt Familien, in denen die Kinder von dem ersten Tag ihres Erdendaseins an photographiert werden. Diese Bilder finden dann mit entsprechenden Notizen versehen in den Alben Platz. Es entstehen Bild-Dokumente, die vor allen Dingen die Mutter um keinen Preis missen möchte. Früher gab es Plüsch-Alben mit dicken Metall-Aufschlägen als Sammelplatz für steifledern photographierte Menschen, zum Teil gar in knalligen Farben koloriert. Ist es heute nicht viel netter, wenn die Mutter mit einer handlichen Rollfilm-Camera gut umzugehen weiß und ihre Kinder zuhause und drinnen bei jeder sich lohnenden Gelegenheit zu knipsen versteht. Aber damit nicht genug. Auch in der Wohnung, wie auch im Garten finden sich reichlich viel dankbare Motive. Den Wert solcher Aufnahmen lernt man erst in späteren Jahren schätzen, besonders dann, wenn man sein Heim gewechselt hat. Wie schön ist es, wenn man zu seinen Kindern dann sagen kann: „Hier in diesem Hause habt ihr eure Kindheit verlebt." Erst recht aber soll die Hausfrau alles daran setzen, daß photographiert wird, wenn es gilt, ein Eigenheim zu beziehen. Heute in einer Zeit, in der dank der Maßnahmen der Reichsregierung für viele der langersehnte Wunsch, ein Eigenheim zu besitzen und damit für die Kinder der Begriff „Vaterhaus" Erfüllung findet, darf ein Photo-Apparat unter keinen Umständen fehlen, um das Entstehen und Werden des Hauses festzuhalten.

Außer den rein praktischen Erwägungen, die zum Photographieren der Frau anregen, soll aber auch gerade vonseiten der Männer ein wichtiger



Umstand nicht außer acht gelassen werden, nämlich, daß gerade durch die Photographie, die viel beschäftigte Hausfrau eine angenehme Ablenkung von ihrer Tagesarbeit erhält. Mit Rücksicht darauf, daß eine Frau immer den Film der Platte vorziehen wird, ist der Rollfilm und damit die Rollfilm-Camera unbedingt das Gegebene. Ein Klein-Camera bis zum Höchstformat 6 × 9 oder auch 4,5 × 6 Zentimeter, ist überaus handlich und läßt sich auch bequem in der Handtasche unterbringen. Abgesehen davon, daß Klein-Cameras zudem den großen Vorzug der kurzen Brennweite des Objektivs haben, d. h. in der Praxis, daß die Tiefenschärfe verhältnismäßig groß ist. Man läuft also nicht so leicht Gefahr, durch falsche Schätzung der Entfernung unscharfe Bilder zu erhalten. Gerade die Schwierigkeit der Einstellung der richtigen Entfernung ist für viele Frauen oft der einzige Grund, weshalb sie sich für die Photographie nicht begeistern können. Ernstlich kann aber von einer Schwierigkeit des Photographierens heute nicht mehr geredet werden, zumal auch jetzt von der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" überall Photokurse eingerichtet werden, um das Photographieren-Lernen weitestgehend zu erleichtern. Die Kurse, die versuchsweise begonnen wurden, haben eine außerordentlich große Beteiligung zu verzeichnen. Besonders interessant ist die Feststellung, daß sich unter den Teilnehmern ein beachtlich großer Prozentsatz Frauen befindet. Wir sehen hieraus, daß besonders nach der technischen Seite hin so gut wie keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr bestehen. Um die Freude am Photographieren zu behalten, dürfen wir aber nicht alles dem Apparat überlassen, wir können auch von uns aus mithelfen. Die Kunst des Sehens, d. h. auch die Abpassung des photographierwichtigen Augenblickes muß erlernt werden. Es bedarf hierzu einer gewissen Uebungszeit. Eine wesentliche Erleichterung kann man sich dadurch schaffen, indem man ein kleines Stück festen Kartons mitführt, in das man einen rechteckigen Ausschnitt geschnitten hat. Wenn man durch diesen Ausschnitt das zu photographierende Motiv betrachtet, so hat man einen wesentlich besseren Anhaltspunkt über den bildmäßigen Aufbau als dies durch den meist sehr kleinen Sucher der Camera möglich ist. Ein kleiner Aufnahme-Trick, der vielleicht vielen zu einfach erscheint und doch wiederum in der Praxis einmal erprobt, nicht mehr entbehrt werden kann.



Unser Kind wird photographiert, d. h. heute, wir halten natürliche und lebensfrohe Bilder fest ohne Plüsch-Album und Gips-Ballustrade.

HJ auf Landdienst

Von Albrecht Schäfer



„Hitlerjugend auf einem Ausflug in den Wald." — „Hitlerjugend auf einer Rast beim Förster." — „Hitlerjugend läßt sich von den Hütern und Hegern des deutschen Waldes belehren." — Das scheinen die Unterschriften zu sein, die zu unsern Bildern passen. Glückliche Hitlerjugend! Jugend, der überall ein Erlebnis bereitet wird, der überall Freude und Zerstreuung winkt!

Ja glückliche, erlebnisfrohe Jugend! Aber diesmal nicht ob des Ausfluges und der Plauderstunde am Forsthaus. Denn wenn wir genauer hinschauen und die Bilder genauer betrachten, kommt uns die Erkenntnis, daß die Jungen wohl doch aus andern Gründen als aus denen der bloßen Freude und Zerstreuung im Walde und beim

...ienst beim Förster

Mit 6 Aufnahmen von Atlantic-Photo



Förster weilen. Wir sehen in ihren Händen Hacken und Spaten, anscheinend nicht zum Spaß, und an ihrer Kleidung wollen wir auch Unterschiede gegenüber der gewohnten Uniform bemerken; Unterschiede, die die Uniform zum Arbeitsanzug machen.

Was wir hier in Bildern sehen, ist eine Gruppe des Deutschen Landdienstes der Hitlerjugend, die als Helfer bei einem Förster eingesetzt wurde.

Deutscher Landdienst der HJ.?! Was ist denn das?

In einer Zeit, da man dem Bauerntum noch verständnislos gegenüberstand und die Landarbeit und den Landarbeiter als minderwertig ansah, hatten sich junge Nationalsozialisten zu der sogenannten

Artamanenbewegung zusammengeschlossen. Sie hatten sich in dieser die Rückwanderung gesunder Jugend auf das Land und damit das Aufhören der Landflucht und die Verdrängung ausländischer Saisonarbeiter aus den ländlichen Betrieben zur Aufgabe gestellt. Mit gutem Erfolge, so daß sich der Reichsjugendführer veranlaßt sah, 1934 die Artamanen in die Hitlerjugend einzubauen. Es wurde der Deutsche Landdienst der HJ. gegründet und dieser damit ein neues Wirkungsfeld erschlossen. Als Endziel des Deutschen Landdienstes wird die Umschulung verstädteter männlicher Jugend auf und für das Land angesehen. Dadurch werden nebenbei zwei Aufgaben gelöst: Für die erwerbslose städtische Jugend wird auf dem Lande Arbeit beschafft, und für die landwirtschaftlichen Betriebe werden die oft zur Sicherung der Landbestellung und der Ernte nicht vorhandenen und doch so notwendigen Arbeitskräfte bereitgestellt.

In Gruppen unter einem besonders für diesen Dienst geschulten erfahrenen Führer gehen die Hitlerjungen von 16—25 Jahren hinaus aufs Land. In einer Stärke von 10—30 Mann arbeiten sie in landwirtschaftlichen Großbetrieben oder in den Dörfern auf den einzelnen Bauernhöfen. Dieser Gruppeneinsatz hat sich praktisch als die Form bewährt, in der es am ehesten und nachhaltigsten gelingt, städtische Jugend auf das Land zu verpflanzen. Einfache und harte Lebensführung in der Gemeinschaft, weltanschauliche und politische Erziehung und praktische Arbeit verbürgen die Auslese der Geeigneten, die zunächst als landwirtschaftliche Arbeiter, später jedoch als bäuerliche Siedler ein neues mit der Erde und dem Lande wieder verwachsenes Geschlecht heraufführen.

Durch die sich fortwährend steigernde Inanspruchnahme von Landdienstgruppen bekunden die Führer großer landwirtschaftlicher Betriebe und auch die Bauern, daß die neue Einrichtung sich praktisch bewährt. Die Urteile der ländlichen Fachleute lauten über den Landdienst durchaus günstig; ihre Leistungen werden als die den andern Landarbeitern nicht nachstehend gerühmt, ihre Zuverlässigkeit in der Arbeit gegenüber den ehemals üblichen ausländischen Saisonarbeitern wird besonders hervorgehoben.

Die Entlohnung erfolgt entsprechend dem Alter und der Leistung nach dem vollen Landarbeitertarif, die Verpflegung je nach Vereinbarung aus der Gutsküche oder durch die Gruppe selbst.

Wo kriegen wir Arbeitskräfte her? Das war und ist auch noch heute zur Zeit der Landbestellung und der Ernte die Sorge des Betriebsführers auf dem Gute. Wo bekomme ich Arbeiter für meine Kulturen? fragt und klagt auch der Gutsförster. Dem Betriebsführer ist es gelungen, eine Landdienstgruppe der HJ. als Helfer zu gewinnen. Die guten Erfahrungen, die er mit ihr machte, haben den Gutsförster veranlaßt, die junge Schar auch eine Zeit lang für sich und seinen Dienst in Anspruch zu nehmen. Ein leerstehender Stall auf dem Förstereigrundstück wurde Wohnraum der Gruppe, ein Schuppen nebenan die Küche. Es war ein Ereignis im Forsthause, als die Jungen eines Tages in strammem Schritt mit geschulterten Hacken anrückten. Zackiger Gruß und zackige Meldung des Führers — so rückten noch nie Arbeiter auf das Forstgehöft! Und auch der alte weißbärtige Hegemeister, der schon lange nicht mehr im Dienste ist, der einst der Försterei vorgestanden hatte, war gekommen, um mit dem Kollegen, der heute das Revier betreute, das seltsame Ereignis zu erleben.

Und er kam fast alle Tage, der alte Herr. Denn die schmucken frischen Jungen gefielen ihm. Sie verstanden ebenso gut zuzuhören, wie sie willig arbeiteten. Mit denen konnte man schon einen Schnack erzählen. Und zu erzählen war den jungen Arbeitern von Amts wegen eine ganze Menge. Jede Arbeit mußte vorher sorgfältig durchgesprochen werden, nicht nur mit dem Führer, der die Arbeit und die Arbeiter überwachte, sondern auch mit den Jungen selbst. Sie sollten sie ja nicht mechanisch ableisten; der Sinn der Arbeit, das Wozu und das Warum mußte diesen aufgeschlossenen, aber mit dem Arbeitsgebiet und auch dem Arbeitsgerät wenig oder gar nicht vertrauten jungen Menschen deutlich gemacht werden. Ganz heimlich flocht der Alte dann und wann eine Jagdgeschichte mit in die forstwirtschaftliche Belehrung, und er freute sich, wie die Stadtjungen atemlos lauschten. Sie hatten es aber bald spitz bekommen, daß dem Alten der Schalk im Nacken saß, und ehe daß er es bemerkte, stießen sie sich heimlich an, wenn er gar zu dick auftrug und — machten das scheinheiligste Gesicht dabei.

Zu allen Arbeiten, wie sie im Forstbetrieb vorkommen — natürlich mit Ausnahme des Durchforstens und Holzfällens —, wurde die Landdienstgruppe herangezogen, insbesondere zu den Kulturarbeiten, die dem Nachwuchs des Bestandes gewidmet sind. Im Saatkamp, der Kinderstube des Waldes, beim Pflanzen der Jungkiefern, bei der Bekämpfung von Schädlingen — immer mußten die Jungen ihren Mann stehen. Der Arm tat abends weh, und der Hunger war des Mittags groß, aber trotzdem bräunten sich die Gesichter, die Backen wurden rund und die Augen hell.

Die große Mehrzahl von ihnen wurde zu brauchbaren Forstarbeitern, genau so wie sie sich vorher in die Arbeit auf dem Gutshof und auf dem Acker gefunden hatte. Wo dieser und jener da und dort nicht recht Schritt halten konnte, glich die Gruppe — nur dieser, nicht dem einzelnen, werden die Arbeiten zugeteilt — durch die Mehrleistung besonders befähigter Kameraden aus. Keinem wurde hierdurch ein Freibrief zum Faulenzen gegeben; aus der ihm gewordenen Hilfeleistung erwuchs dem Unterstützten die Verpflichtung besonderen Leistungswollens. Andernfalls enthalten die Arbeitsrichtlinien des Deutschen Landdienstes Bestimmungen, die ganz unsentimental die Entfernung des Böswilligen aus der Gruppe und aus dem Dienst vorsehen. —

Wo deutsche Jugend zusammen ist, hat der Frohsinn eine Stätte. Das Lied wird gepflegt, und wer ein Instrument spielt, läßt sich gern zur Freude und Erheiterung der andern hören. Der derbe Spaß ist bei den Hitlerjungen beliebt, und der, auf den es die ausgelassene Schar nun mal abgesehen hat, tut besser, gute Mine zum bösen Spiel zu machen. Das nächste Mal tut er selber am tollsten mit, wenn ein anderer dran ist, beispielsweise von der gesamten Gruppe gewaschen und geschrubbt zu werden. So etwas kommt nämlich beim Landdienst vor. Meistens passiert es aber nur denen, die eine gewisse Scheu vor Wasser und Seife haben. . . .

Selbstbildung

Von O. G. Foerster

„Mein Sohn, der Fritz, hat sich jetzt Bücher besorgt, nach denen er Englisch lernt!" erzählt Frau Riemer. „Mit einer fremden Sprache kriegt ein junger Mensch leichter eine Stellung . . ."

Die Nachbarin, Frau Müller, schüttelt den Kopf. „Na, das hat mein Sohn gottlob nicht mehr nötig, wieder über den Büchern zu sitzen und zu lernen! Mein Hans hat eine abgeschlossene Schulbildung, der hat genug gelernt! Was er fürs Leben an Bildung braucht, das hat er in seinem Kopf. Wär' ja auch schade um das teure Schulgeld, wenn er nun, nach der Schule, noch einmal anfangen müßte. Dazu ist die Schule da . . .!"

Dazu ist die Schule da . . . Eine abgeschlossene Bildung hat sie dem jungen Menschen mitzugeben! Das kann man fürs Schulgeld doch verlangen . . .!

Hat Frau Müller recht mit dieser Meinung? Sehen wir uns einmal den jungen Mann mit der „fertigen" Bildung an! Hans Müller hat sämtliche Schulprüfungen erfolgreich bestanden. Er ist ein begabter Mensch — und kommt dennoch nicht recht vorwärts im Leben. Die sichere Beherrschung einer Fremdsprache wäre ihm in seinem Beruf sehr förderlich. Aber — soll er sich nun in seiner kostbaren Freizeit wirklich hinsetzen und aus Büchern oder Zeitungen seine halbvergessenen, in der Schule erworbenen Sprachkenntnisse vervollkommnen? Dazu fehlt es ihm an Lust und auch an Energie.

Fritz Riemer ist ein anderer Kerl. Er hat zwar „nur" die Volksschule besucht. Und nun ist er Konditor in einer kleinen Stadt. Aber er möchte gern Steward auf einem großen Dampfer werden. Da muß man Englisch sprechen können. Darum hat Fritz sich von einem großen Privatlehrinstitut Unterrichtsbriefe kommen lassen, und an den Abenden lernt er nun die fremde Sprache. Gewissenhaft und zielbewußt geht er ans Werk, arbeitet die Lehrbriefe durch und löst ihre Aufgaben. Nach einem Jahr hofft er sein Ziel zu erreichen. Und dann ist er aus eigener Kraft ein gutes Stück weitergekommen in seinem Leben.

*

Selbstbildung gibt dem Leben einen neuen beglückenden Sinn. Karl Manthey erlebt täglich ihren Segen. Seit Jahren steht er in der Fabrik hinter dem laufenden Band. Seine Arbeit ist eintönig und wenig reizvoll. Aber in den freien Stunden, die sie ihm läßt, findet er reichlich Gelegenheit, an dem bunten Reichtum des geistigen Lebens teilzunehmen.

Karl hat seit der Schulzeit ein Steckenpferd. Das ist die Astronomie. Und in diese Welt ist er immer tiefer eingedrungen. Aus den Bibliotheken holt er sich gute Bücher, Film und Zeitschriften helfen ihm weiter in seinem Forschen, die Sternwarte zählt ihn zu ihren ständigen Besuchern, auf Vortragsabenden, an denen über dieses Gebiet gesprochen wird, fehlt er nie. Heute besitzt Karl Mantey bereits eine genauere Kenntnis der Sternenwelt als mancher mit „abgeschlossener" Bildung. . . .

Gewiß — diese Arbeit „bringt nichts ein", sie führt den Fabrikarbeiter nicht zu einer „gehobenen Stellung". Aber sie schafft ihm einen Ausgleich für seine Alltagsarbeit, sie gewährt ihm Erholung, Freude — und damit zugleich neue Kraft für sein Tagewerk.

*

Zahlreich und mannigfaltig sind die Wege der Selbstbildung. Und das ist gut so.

„Was nützt mir meine ganze Schulbildung", so fragt Herr Kramer mit Recht, „wenn ich sie nicht hin und wieder auffrische und erweitere?" Und Herr Kramer ist sogar ein „Studierter"! Aber als er zur Schule ging — und das sind dreißig Jahre her —, da hatte die Bildung allerlei ansehnliche Löcher. Wer erzählte den jungen Menschen in Schule und Universität damals etwas von den großen Fragen, die heute vor allem unser eigenes Volk bewegen?

Diese Löcher stopft Herr Kramer heute zu, weil er teilhaben will am Leben der Gegenwart. Gelegenheit hat er genug dazu. Da wird ein Kursus über Rassenkunde abgehalten, hier ein Lehrgang über Erbgesundheitspflege, dort lesen Dichter der jungen Nation aus ihren Werken. Buch, Zeitung, Rundfunk, Arbeitsgemeinschaften tragen das Wissen um die Aufgaben der Gegenwart ins Volk hinaus.

„Man ist nie zu alt zum Lernen!" sagt Herr Kramer, „das Leben geht weiter, und man bleibt leicht zurück, wenn man nicht Schritt hält."

*

Eines freilich darf man nicht vergessen: Selbstbildung ist auch Selbsterziehung. Da will ein junger Techniker gern Ingenieur werden. Irgendwo hat er etwas vom „Fernunterricht" gelesen, nach dem man sich selbst auf die Ingenieurprüfung vorbereiten kann. Flugs bestellt er den schriftlichen Lehrgang und fängt an zu arbeiten. Anfangs geht das ganz gut. Aber dann wird ihm die Sache langweilig, und er folgt nicht mehr dem vorgesehenen Arbeitsplan, sondern überspringt gleich ein paar Stufen. Auch die Wiederholungen scheinen ihm unnötig. Ja, und schließlich hat er gar keine Lust, immer über den Büchern zu sitzen, wenn andere auf vergnüglichere Weise ihre freie Zeit verbringen. Da wandern die Bücher dann für ein paar Wochen ins unterste Schubfach, und wenn der werdende Ingenieur sie wieder vorholt, hat er das meiste vergessen und muß von vorn beginnen. . . .

Ja, Ausdauer, Willenskraft und Geduld muß man schon aufbringen können, wenn man sich selbst bilden will. Und richtig anfangen muß man! Nicht mit dem Schweren, sondern mit dem Einfachen, Leichten! Ganz planmäßig arbeiten, heißt es hier, und alle Hilfsmittel richtig verwenden. . . .

Schaffende Hände



Aufnahme
von Curt Ullmann



Wo aber lernt man denn das, diese „Technik" der Selbstbildung?

Diese Frage führt uns wieder an den Anfang zurück, zu der weisen Aeußerung von Frau Müller: „Dazu ist die Schule da . . .!"

Ja, dazu will die Schule nun wirklich dasein! Sie hat nämlich gar nicht den Ehrgeiz, ihren Jungen und Mädchen eine „fertige" Bildung mitzugeben. Sie kann der Jugend nur die Grundlagen der Bildung auf den Weg geben. Weiterhelfen müssen sich die jungen Menschen nachher selbst. Hierfür aber gibt die neue Schule ihnen Mut, Fähigkeit und Kraft.

Und nun fragen wir Frau Müller und alle, die es angeht: Was ist wohl wichtiger für den Lebensweg Ihrer Kinder, eine „abgeschlossene" Schulbildung, die es nicht geben kann, solange das Leben sich unablässig erneuert — oder eine Schule, in der die Jugend dazu geführt wird, sich die Tore des geistigen Lebens selbst zu erschließen?

Die Welt in der Hosentasche des Jungen

Von Hans Alt

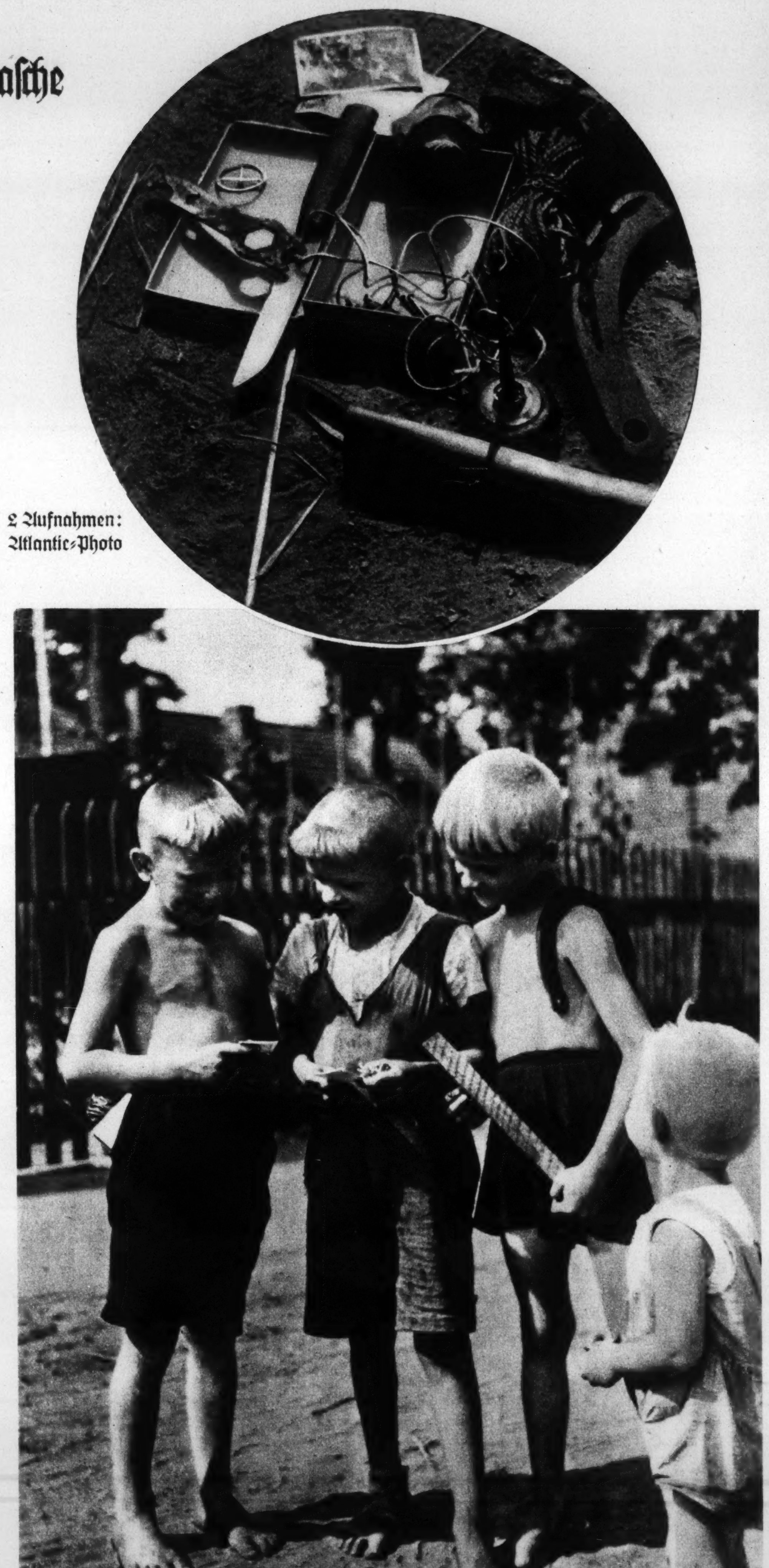
Eltern kramen schon mal in den Taschen ihrer Jungen. Dann sind sie erstaunt, was da alles zum Vorschein kommt. Haben sie jedoch einmal Gelegenheit, eine Stichprobe bei 50 solcher Kleinen zu machen, dann werden sie ein Wunder erleben. Ein Basar, ein Kramladen aller möglichen Dinge tut sich ihnen auf. —

Was in keiner Hosentasche eines richtigen Jungen fehlen darf: Kordel, Nägel, ein Messer, Klicker. Ich fand bei 50 Jungen 67 verschiedene Gegenstände in den Taschen verborgen. Knöpfe, den Farbpinsel des Vaters, noch voll Oelfarbe, nur notdürftig in Zeitungspapier gewickelt, eine große Feile, einen Drehbohrer, Schraubenzieher, Zigarettenschachteln und -bildchen, ein Stück Fahrradschlauch, Radiergummi, Ankerchen und Schiffchen, ein Päckchen Reklamekärtchen einer Mehlfabrik „Fünf Pfund feinstes Weizenmehl", Bindfäden in großen Mengen. Andere holten Streichhölzer, Schuhriemen, ein altes Hufeisen, den abgeschlagenen Kopf einer Nippfigur, ein Stück der zerbrochenen Schiefertafel, zerquetschte Kamellen, abgebrochene Griffel, Gardinenringe aus ihren Taschen.

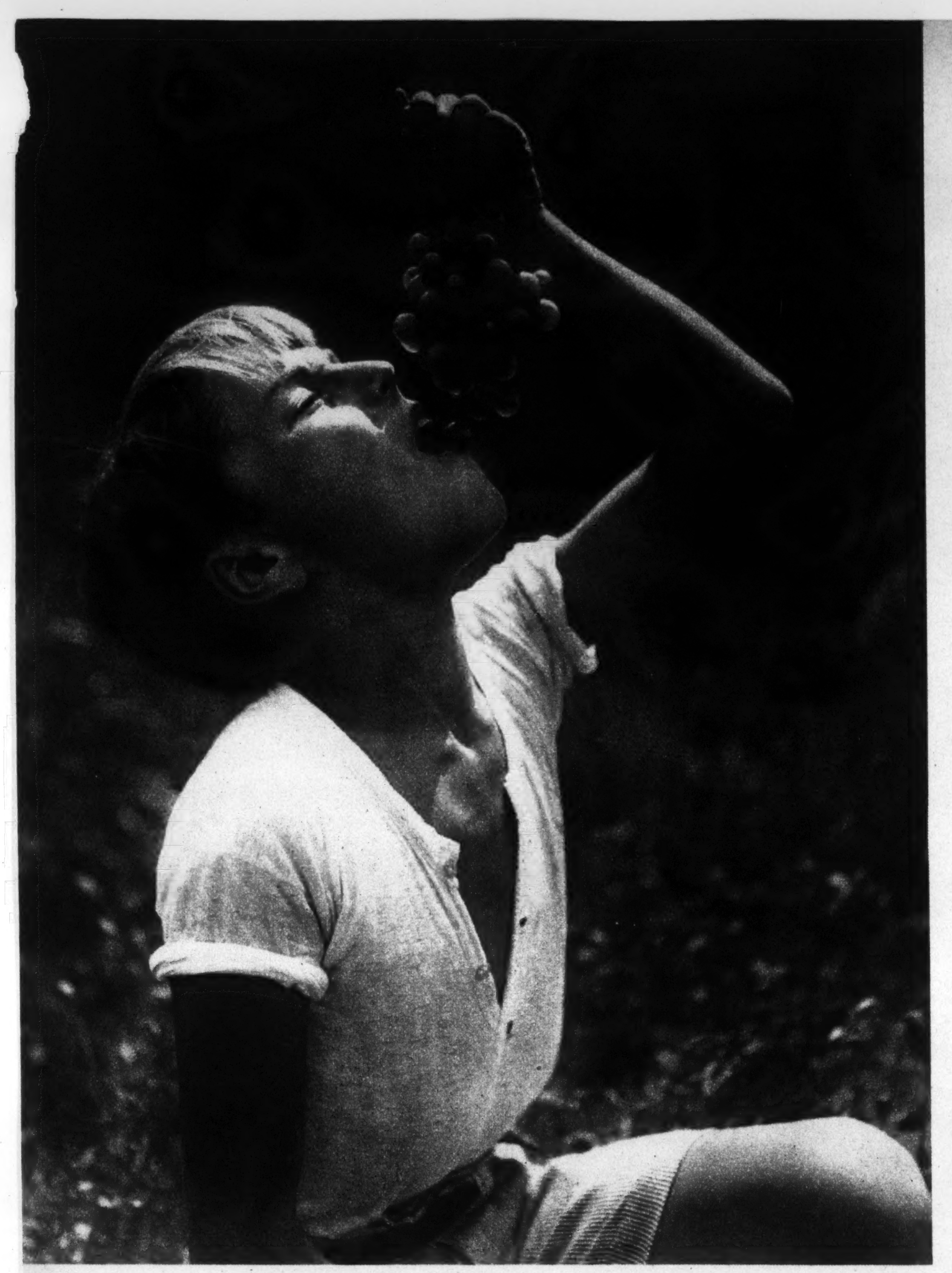
Interessant war der Vergleich des Inhaltes der Hosentaschen mit dem Charakter des Jungen selbst. Es gibt da gewisse Beziehungen und Zusammenhänge. Bei einigen Jungen konnte ich vor der Probe schon sagen: „Dieser Schüler wird nichts als ein schönes sauberes Taschentuch nachtragen." Das war der Typ des von der Mutter sauber gehaltenen, wenig sich selbst überlassenen wohlerzogenen Jungen, phantasiearm, etwas altklug, eigentlich zu vernünftig. Der entgegengesetzte Typ ist der in wahrer Spielleidenschaft sich auslebende Knabe. Seine Hose ist selten sauber, das Gesicht sieht nach jeder Pause aus, als ob der Junge gerade eine Felddienstübung hinter sich gehabt hätte. Bei ihm kamen 11 verschiedene Dinge aus der Tasche. Er traute sich fast nicht alles vorzuzeigen: ein Stück Lakritze, eine Wäscheklammer, ein Tintenfäßchen, drei Bleisoldaten, ein kleiner Eisenhammer, Draht, Rädchen von der Eisenbahn, ein Lippenstiftrest (von der Schwester?), ein trauriger Rest eines Kammes, ein Ball.

Was glauben Sie, wie lange dessen Schultafel lebt? Wie viele er in einem Jahre braucht? Sein Taschentuch dürfen Sie nicht sehen! Ich weiß, er hat es am wenigsten für die Nase benutzt.

Eine herrliche Welt, die Welt des Kindes! —



2 Aufnahmen: Atlantic-Photo



Aufnahme Agfa-Bildarchiv

Pauls Testament

Blitzblanke Morgensonne spiegelte sich in der Oder. Buchfinken probten im jungen Grün, und auf den Uferwiesen standen Gänseblumen wie gesät. Der kleine Paul von Hindenburg schritt heute mit dem großen Schulranzen auf dem Rücken achtlos an allem vorbei durch den Glogauer Park. Auf einen massigen Bau gegenüber steuerte er zu.

„Mutter, ich kann allein in die Schule gehen!" hatte er gemeint, als man ihn auf seinem ersten Schulgang begleiten wollte. „Ich bin doch nun ein großer Junge!"

Im Schulhof traf er viele kleine Buben und Mädchen, die auch ungeduldig darauf warteten, daß sich das schwere Tor öffne. Neugierig beäugte man einander.

„Hast Du Deinen Schulranzen zu Hause gelassen?" fragte Paul einen andern Knirps an seiner Seite. Denn der trug die Schiefertafel unter dem Arm und hielt den Griffel wie einen Taktstock in der Faust.

„Rach!" — Da sperrte das braune Tor den Rachen auf, und das kleine Volk strömte samt Begleitung hinein.

Einen kahlen Raum füllten lange Holzbänke. In diese verstauten sich die Kleinen bunt durcheinander. Vorn neben den schwarzen Tafeln und dem Schrank standen zwei Tische.

„Bitte zum Einschreiben!" sagte der Mann mit der Brille und nahm an dem einen der Tische Platz. Dann trug er die Namen der Kinder und anderes in ein dickes, graues Buch ein.

„Fritz Schreiger!" antwortete der Junge ohne Ranzen, holte einen Zettel aus der Fibel und murmelte: „Da steht es drauf!"

„Paul von Hindenburg!" sagte sein Hintermann laut. „Da steht auch alles drauf!" Er überreichte die Tafel.

Am nächsten Morgen saßen die Neulinge wieder in dem großen Raum. Fritz Schreiger war Pauls ständiger Banknachbar geworden. In der ersten Pause bauten sie Sandburgen, und in der zweiten sollten sie ihr Frühstück essen.

„Du hast keine Semmel?" fragte Paul. „Hier!" — Damit reichte er dem Kameraden eine von seinen zwei, die ihm die Mutter mitgegeben hatte. Ah, die schmeckte! Da war sogar Honig drauf. Das hatte Fritz selten erlebt. Bald aber war es zur Gewohnheit geworden: Jeden Morgen war eine Semmel fällig, die Paul seinem Nachbar heimlicherweise in die Hand drückte. So hielt man es jahraus, jahrein, vier Jahre lang.

*

Wieder war der Frühling im Land, und die Schwalben kehrten heim. Ein naßkalter Abend dämmerte, und die Finken schwiegen, als der kleine Hindenburg in seiner Kammer Abschied von seinen Spielsachen nahm. Morgen sollte er die Heimat verlassen. Er wollte doch Soldat werden wie der Vater. Da mußte man weit fort zu den Kadetten in Wahlstatt.

Nun saß er allein vor einem großen Bogen Papier, den er auf dem Arbeitstisch ausgebreitet hatte.

„Testament" hatte er mit ungelenken Buchstaben auf das Papier gemalt. Jetzt konnte es jeder schwarz auf weiß lesen, wem er seine Sachen vermacht hatte. Mitnehmen konnte er sie ja nicht, auch die Kindheit nicht und den Fritz Schreiger. In Wahlstatt gab es Waffenröcke und Pflichten.

„Ordnung muß sein!" dachte der Schreiber und notierte gewichtig wie ein Alter, wem er das und jenes zugedacht hatte, der Schwester und dem Bruder Otto.

Ans Ende schrieb er dann fein säuberlich und deutlich:

„Otto soll dem Schreiger jeden Morgen eine Semmel mitnehmen." Und wie er es beim Großvater gesehen hatte, schloß er: „Daß ich dies wahr und wahrhaftig geschrieben habe, bescheinige ich hiermit:

Paul von Hindenburg."

In die untere Ecke aber kritzelte er: „Friede und Ruhe bitte ich mir für immer aus." —

Ludwig Nies.

Mittel, Kindern das Lügen zu lehren

Wenn wir an die Schulen und die Unterrichtsmethoden zurzeit des großen Preußenkönigs Friedrich denken, dann fallen uns all die vielen Erzählungen ein vom ausgedienten Feldwebel, der das Amt des Schulmeisters zu versehen hatte, dessen Haupterziehungsmittel aber der gefürchtete Rohrstock war. Aber auch schon damals gab es Männer, die sich von dem Wert der Prügelpädagogik nicht überzeugen konnten. Einer von ihnen war Christian Gotthilf Salzmann, der Begründer der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal (siehe „Reichs-Elternwarte" Heft 5, Mai 1936). Die nachstehende „Anleitung" entstammt seinem „Krebsbüchlein", das um 1780 erschien. Und obwohl inzwischen mehr als 150 Jahre darüber vergangen sind, so ist das, was Salzmann zu sagen hatte, auch heute noch „modern".

Strafe deine Kinder, wenn sie die Wahrheit sagen.

Fritz wollte einmal eine Fliege fangen. Als er mit der Hand nach ihr fuhr, schlug er an des Vaters Glaskrug, daß dieser auf die Erde fiel und in viele Stücke zerbrach. Der arme Junge hätte vor Angst vergehen mögen. Unterdessen, dachte er, ist doch wohl das beste, daß du sogleich zum Vater gehst und ihm selbst gestehst, was du angerichtet hast. Wehmütig suchte er ihn und traf ihn endlich im Garten an. Ach, Vater, Vater! sagte er, sei ja nicht böse, ich wollte eine Fliege fangen und stieß an deinen Glaskrug.

Was? an den Glaskrug? und hast ihn zerbrochen?

Ja, ich habe ihn zerbrochen, lieber Vater; aber ich habe es wirklich nicht gern getan.

I du gottloser Junge! ich will dir den Glaskrug anstreichen, daß du an mich denken sollst.

Ach, Vater, was willst du machen? Lieber, lieber Vater! Ich glaube, du willst eine Weide abschneiden und mich schlagen? Ach, ich — ich bitte, ich bitte — in meinem Leben —

Du gottheilloser Junge —

Ach, Vater, du schlägst —

Du wirst doch —

Mich tot — du schlägst mich tot —

In deinem Leben nicht klug werden.

Ach, mein Arm, mein Arm! Ach, hör' auf, Vater, ich will es in meinem Leben nicht wieder —

Da merk's! Ich will dich lehren, den Glaskrug zerbrechen.

Ach, daß Gott! Mein Arm, mein Arm!

Ein anderes Mal blättert Fritz in einem Bilderbuche. Ehe er es sich versah, glitt das Buch ab; er wollte es auffangen, ergriff ein Blatt, und — retz — da riß das Blatt mitten voneinander. Wem war banger als Fritz! Er machte das Buch zu und stellte es stillschweigend wieder an den Ort, wo er es weggenommen hatte.

Nach ein paar Tagen wollte der Vater etwas in dem Buche suchen und fand das zerrissene Blatt. Da fragte er sogleich den Fritz, ob er nicht wüßte, wer das Blatt zerrissen hätte? Fritz gestand es, beschrieb aber auch zugleich, wie es damit zugegangen wäre, und bat, daß ihn der Vater doch ja deshalb nicht schlagen möchte.

Das half aber alles nichts. Fritz bekam seine Hiebe so gut wie damals, als er den Glaskrug zerbrochen hatte. Da er nun sah, daß sein Vater durchaus die Wahrheit nicht hören wollte, so fing er nach und nach an, sie sich abzugewöhnen.

Wenn er hiernach wieder etwas angerichtet hatte, so gestand er es niemals. Bald leugnete er es gar, bald schob er die Schuld auf einen anderen.

Er zerbrach, weil er sehr flüchig war, bald Gläser, bald Tassen, aber er wußte sich allemal so herauszuwickeln, daß die Schuld nicht auf ihn kam. Bald sollte der Wind die Fenster aufgerissen und die Gläser heruntergeworfen, bald die Katze auf den Tisch gesprungen sein und die Tassen zerbrochen haben.

Einmal hatte er einen Teller voll Bratenbrühe auf sein Kleid gegossen. Anstatt daß er es dem Vater hätte gestehen sollen, hing er ganz stillschweigend das Kleid an seinen Ort. Als er es den folgenden Tag anziehen sollte, kam er mit großem Geheule zu dem Vater gelaufen. Vater, Vater, schrie er, sieh einmal mein Kleid an! Da hat jemand Fett darauf gegossen, da ist ein großer Fleck geworden — das schöne Kleid.

Du hast es, sagte der Vater, doch wohl nicht selbst getan?

Ich? antwortete er, ich werde ja mein Kleid nicht verderben. Nein, wirklich, das habe ich nicht getan.

Da kam nun Fritz allemal gut durch. Log er, so gingen alle seine Streiche ungeahndet hin. Redete er die Wahrheit, so bekam er Schläge. War es ihm zu verdenken, wenn er sich auf das Lügen legte?"



Aufnahme Ilse Päßler



Kinderträume und Muttertrost

Von Frau Anna Weber

Aufnahme E. Hase

„Ursel ist krank, sie hat heute Fieber, und wenn das Thermometer bis Mittag über 38 Grad steigt, dann holen wir den Arzt." Das Kind liegt im Wohnzimmer auf dem Ruhebett, Vater hält seine Hand, die Geschwister stehen — ein wenig neidisch — noch ein Weilchen um sie herum, ehe sie in die Schule müssen, und Mutti schiebt Kissen und Decken und das Krankentischchen zurecht, das einem mit all dem, was zu Zeitvertreib und Appetitanregung, Trost und Erfrischung darauf im Lauf der Krankheitstage aufgebaut wird, mit der Zeit, man muß es sich gestehen, richtig lieb geworden ist. — „Liegst du auch gut so, mein Liebling? Willst du nun erst ein Gläschen kühlen Obstsaft haben gegen das Fieber? Und soll Mutti dir dann ein wenig vorlesen, was meinst du?" —

Wohlig reckt und streckt sich Ursel unter der Decke; Kranksein ist doch zu fein! Wie sie alle auf einmal um einen herumspringen, streicheln, fragen und bitten, als ob man eine Prinzessin sei. Gerade so hat Ursel es sich ja immer gewünscht, daß man sie richtig wichtig nähme und sich einmal ordentlich mit ihr abgäbe. Aber solange man gesund ist, tut niemand dergleichen, da ist keine Zeit für so etwas. Da muß Mutti absolut den großen Korb voll Wäsche abbügeln und Vater ungestört die Zeitung auslesen, wenn man mal was von ihnen will, und die Geschwister laufen eins hierhin, eins dahin, und keins sorgt und müht sich so lieb wie heute um Ursel. Eigentlich müßte man zusehen, so lange wie möglich krank zu bleiben, damit man recht ausgiebig dieses so seltene Glück, verhätschelt und wichtig genommen zu werden, auskosten könnte.

So, wie Klein-Ursel, mögen die meisten Kinder im Grund recht gern einmal krank sein, um das Glück des Bedauertwerdens und Wichtiggenommenwerdens einmal recht genießen zu können. — Ich besinne mich aus meiner eigenen Kindheit darauf, daß ist mir einmal nichts sehnlicher wünschte, als daß mich meine masernkranke Freundin ansteckte, damit ich es gerade so schön bekäme wie sie, und daß ich recht enttäuscht war, als die Sache bei mir nicht verfing, wohl weil ich schon in meinen ersten Kinderjahren Masern gehabt hatte. Jedenfalls ließ ich mich als kleines Kind mit dem größten Behagen in jede noch so kleine Unpäßlichkeiten fallen, um dadurch ohne jedwede Anstrengung einen Glückszustand zu erringen, der mir durch noch so vieles Bravsein unerreichbar war.

Heute weiß ich, daß die letzte Ursache dieser und ähnlicher Erfahrungen bei den Eltern liegt. Meistens sind es von der Natur wenig hervorgehobene Mittelkinder, die weder die Vorteile der Erstgeborenen noch die des Nesthäkchens genießen, die sich auf diese Weise von Zeit zu Zeit Geltung verschaffen. Ich will hier ganz von Simulanten absehen, bei denen die Sucht nach den Vorteilen einer Krankheit so stark ist, daß sie alle Hemmungen überwinden und bei gesundem Körper einfach eine Krankheit vorschwindeln. Ich denke vielmehr an wirklich erkrankte Kinder, die aber dank einer verkehrten Erziehung gar kein Interesse daran haben, gegen ihre Krankheit anzukämpfen, die diesen Zustand wohligen Sichgehenlassen im Gegenteil so oft wie möglich herbeiführen. Solche Kinder werden wochenlang krank, wo im gleichen Fall ein Erwachsener, der den lebhaften Willen zur schnellen Gesundung hat, vielleicht in ein paar Tagen kräftiger Gegenwehr mit der Krankheit fertig würde.

Der starke Genesungswille des Kranken ist ein Heilfaktor, der nach dem heutigen Stand der Medizin nicht hoch genug einzuschätzen ist. Wir müssen also das Kind in jeder Weise in seinem Wunsch und Willen, gesund zu bleiben, unterstützen, anstatt durch falsche Erziehung das Gegenteil heraufzubeschwören. Niemals sollten deshalb Krankheitstage dem Kind irgendwelche besonderen Vorteile bringen. Es bekommt seine Pflege, die es braucht, aber nichts darüber. Keinesfalls sollte viel gestreichelt oder bedauert werden, so, als wäre Kranksein ein besonderes Verdienst. Viel richtiger ist es, man macht schon in gesunden Tagen den Kindern klar, daß jedes Kranksein als Strafe für unseren Körper anzusehen ist, weil wir Fehler in unserer ganzen Lebensweise begangen haben.

Die tiefste Ursache des Behagens am Kranksein aber ist in einer Sucht des Kindes nach Geltung und Liebe zu suchen. Solch übertriebene Sucht kann ihren Grund sowohl in zeitweiser Verzärtelung haben, als auch im übermäßigen „Kurzhalten" des Kindes. Jedes Menschenkind hat ein Anrecht auf Liebe und Anteilnahme seiner Eltern. In den ersten Lebensjahren bekommt es meistens übergenug davon zu spüren. Säugling und Kleinkind werden verhätschelt, bestaunt, gedrückt und geküßt, mehr als ihnen guttut. Später ist das anders; ein kleineres Kind wurde vielleicht inzwischen Erbe all der elterlichen Zärtlichkeit, die bisher Urselchen gegolten hatte, und nun versucht es, sich das verlorene Glück so oder so wenigstens vorübergehend wiederzuerringen.

Jede Elternliebe, die das wirkliche Wohl ihres Kindes vom ersten Lebenstage an im Auge hat, nimmt solchen Sehnsüchten den Boden, indem sie von vornherein alle übertriebene Verzärtelung vermeidet, die doch nur Schaden stiftet. Wahre Elternliebe gibt andererseits dem Kind, auch dem von der Natur weniger gut bedachten, zu allen Zeiten sein Recht. Das bedeutet nicht, daß die Eltern sich mit dem einzelnen Kind stundenlang beschäftigen müssen, sondern es bedeutet jene enge Verbundenheit, die immerwache Aufmerksamkeit, die jedem Einzelnen zur rechten Zeit ein verstehendes Wort, einen tröstenden Blick nicht schuldig bleibt, auch wo eigentlich im Augenblick „keine Zeit" dazu wäre, sich in die kindlichen Angelegenheiten zu versenken. — Ein Kind, dessen Zärtlichkeitsbedürfnis weder durch übermäßiges Verhätscheln in der Kleinkindzeit ungesund übersteigert wurde, noch aus Mangel an inniger Teilnahme an seiner Person im täglichen Leben darben muß, wird ein Kranksein weder bewußt herbeiführen, noch künstlich in die Länge ziehen. Im wohlbestellten Haushalt einer Kinderseele wird vielmehr der natürliche Widerwille und Widerstand gegen das Kranksein überwiegen, den der vernünftige Erzieher so viel als möglich durch sein Wort und Beispiel unterstützen sollte.

*

Im Dasein des Kleinkindes wechselt das Wetter der Seele noch so häufig und plötzlich an jedem Lebenstag, daß das Wort vom „Lachen und Weinen in einem Säckchen" wohl auf jedes Kind in einem gewissen Lebensalter paßt. Trösten und wiedergutmachen aber ist der Mutter ureigenstes Vorrecht, und selbst ausgesprochene Vaterkinder kommen mit ihren mehr oder weniger großen Schmerzen meist zur Mutter zurück.

Eine liebende Mutter kann auch heilen, mehr vielleicht, als sie selber



Aufnahme: E. Hase

Was? Sie wollen Ihr Klavier verkaufen?

Von Hildegard Tauscher

F r a u M ü l l e r: Ach, Frau Schulz, was ich Sie schon immer fragen wollte, wissen Sie nicht jemanden, der ein altes Klavier kaufen will? Unseres steht nur im Wege, gebraucht wird es doch nicht, und bei jedem Großreinemachen ärgere ich mich über das schwere Ding.

F r a u S c h u l z: Was, Sie wollen Ihr Klavier verkaufen, Frau Müller? Warum denn? Sie haben doch Kinder!

F r a u M ü l l e r: Denken Sie vielleicht, meine Kinder hätten Lust und Zeit zum Klavierspielen? Die drehen sich das Radio an, wenn sie Musik hören wollen, das ist viel einfacher als selbst zu spielen.

F r a u S c h u l z: Wie komisch, bei meiner Lotte ist das gerade umgekehrt, ich habe oft meine liebe Not, sie vom Klavier wegzubringen, damit sie mir mal hilft. Alle Lieder, die sie im BDM. lernt, spielt sie gleich auf dem Klavier und begleitet sie auch.

F r a u M ü l l e r: Da muß sie aber schon sehr weit sein! Mein Mann hat neulich mal Noten mit solchen neuen Liedern gekauft, die sind aber so schwer, daß i c h sie nicht mal spielen kann. Und dabei habe ich doch sieben Jahre lang Klavierunterricht gehabt.

Frau Schulz (lachend): Ach, Noten! Man braucht doch nicht immer Noten zu haben! Solche Lieder kann man doch einfach nach dem Gehör spielen.

Frau Müller: Liebe Frau Schulz, meine Kinder sind keine Mozarte und keine Beethoven. Nach dem Gehör können eben nur ganz besonders musikalische Menschen spielen. Und im übrigen gehört so etwas gar nicht in die Klavierstunde.

Frau Schulz: So! Sie meinen also, das ist schwerer als eine Sonate von Beethoven zu spielen oder gar eine Rhapsodie von Liszt. Und was sagen Sie, wenn ich Ihnen erzähle, daß meine Lotte das Spielen von Liedern in ihrer Klavierstunde doch gelernt hat, obwohl sie noch keine klassischen Klavierstücke spielen kann? Ja, sogar unser fünfjähriger Peter sucht sich seine kleinen Kinderlieder schon auf dem Klavier zusammen. Er hat nämlich diesen Winter auch mit Musikunterricht angefangen.

Frau Müller: Hat sich denn der Unterricht so geändert? Wenn ich an meine Jugend zurückdenke und an meine Klavierstunden — — Ich war restlos unbegabt. Und es war immer eine Erlösung für mich, wenn die Stunde aus war. Und solche Quälerei sollen meine Kinder durchmachen? Nein, ich danke! Da verkaufe ich lieber den Kasten.

Frau Schulz: Ja, nun kann ich Ihre Ablehnung gegen das Klavier verstehen. Aber heute geht man nicht mehr von Uebungen und solchen toten Dingen wie Zählen, Fingersatz usw. aus, sondern immer von der lebendigen Musik. Mein Peter z. B. ist in einer Gruppe von acht Kindern. — —

Frau Müller: Was, der wilde Peter in einer richtigen Klasse? Kann er denn überhaupt stillsitzen?

Frau Schulz: Stille sitzen? I bewahre! Das braucht er auch nicht. Im Gegenteil: er läuft im Badeanzug herum und bewegt sich tüchtig, wie das Kindern in seinem Alter entspricht. Er hat Rhythmikunterricht.

Frau Müller: Und was hat das mit Musikunterricht zu tun?

Frau Schulz: O, sehr viel! Die Lehrerin für rhythmische Erziehung ist doch Musiklehrerin. Durch die Musik, die sie am Klavier oder singend oder mit der Blockflöte macht, werden die Kinder eingeführt in die Grundelemente der Musik. Nicht etwa theoretisch, sondern einfach so, daß sie hören lernen, ob z. B. die Musik laut spielt oder leise, ob schnell oder langsam, sie erleben die Taktarten und den verschiedenen Charakter der Musik und führen das, was sie hören, körperlich aus. Dann ist es auch umgekehrt: Durch die Bewegung werden sie zu eigenen kleinen musikalischen Erfindungen angeregt, und manche Kinder übertragen diese Melodien auch gleich auf ein Instrument.

Frau Müller: Ach, dabei fällt mir ein, was ich neulich über Mozart gelesen habe: der hat sich schon als dreijähriges Kind seine Märchen selbst erfunden und sie gesungen, wenn er die Spielsachen von einem Zimmer ins andere trug. Diese Einfälle kamen ihm wohl durch die Bewegung des Marschierens.

Frau Schulz: Ja, genau so ist es bei den Stunden, die Peter hat.

Frau Müller: Wie ist es denn nun mit größeren Kindern? Die müssen doch richtigen Unterricht bekommen.

Frau Schulz: Sie meinen wohl, dies ist kein richtiger Unterricht? Ich habe gefunden, daß meine Kinder gerade durch die Freude und innere Beteiligung von dieser Art Stunden sehr viel haben. Später, so ist es z. B. bei Lotte, kommt zu diesen gemeinschaftlichen Stunden in rhythmischer Erziehung dann noch eine Einzelstunde im Klavierspiel. Die hat sie bei derselben Lehrerin. Da sind dann natürlich auch Tonleitern und Etüden zu üben. Aber Lotte muß die immer wieder in anderer Form spielen, und sie klingen wie richtige Musikstückchen. Mir ist es noch nie übergeworden, sie üben zu hören.

Frau Müller: Wie interessant das alles ist! Von dieser Art der neuen Musikerziehung habe ich noch nie etwas gehört.

es weiß; nur sollte sie es als rechte Mutter auch vernünftig tun. — In keinem Augenblick schlägt das Mutterherz wärmer dem Kind entgegen, als wenn dieses Schmerzen leidet. Oft überwogt dann die Flut des Muttergefühls alles andere in ihr vollständig, und sie sagt und tut Dinge, die sie bei ruhiger Ueberlegung nicht gelten lassen könnte. Da wird „der böse Tisch" geschlagen und gescholten, der dem armen Bubi so weh getan hat, und der unartige Mauerstein, über den er gefallen ist. Bubi wird schrecklich bedauert, daß der böse, böse Ofen ihn verbrannt hat, und die Brennessel, die ihn stach, wird zu seiner Beruhigung und Belustigung unter lautem Schelten kurz und klein getrampelt. — Ganz abgesehen von einer bedenklichen Erziehung zur Schadenfreude und Rachlust durch derartige mütterliche „Tröstungen" wird auf die Weise die aufwachende Seele um ihre wichtigsten Erfahrungen gebracht und das Weltbild des Kindes verzerrt. Der arme Bubi wird sich in solcher mütterlichen Hut noch öfter verbrennen und stoßen müssen, bis er endlich verstanden hat, daß nicht, wie die Mutter sagt, Tisch, Stein, Ofen oder Brennessel schuld sind an seinen Schmerzen, sondern er selbst, wenn er ihre Eigenschaften nicht beachtet. — So sehr auch das Mutterherz blutet beim Anblick der Kindertränen, so muß es doch stets Vernunft walten lassen und nicht blindlings drauflos trösten, nur um die Tränen zu stillen um jeden Preis. Lieber sollte sie in solchen Fällen den Schmerz einen Augenblick ungemildert wirken lassen, wo es gilt, daß das Kind eine Erfahrung macht, die künftigem Unheil vorbeugt.

Weit schöner und heilkräftiger als derartige Mittel tröstet Ablenkung. Man läßt das Kind nach kurzer Selbstbesinnung aus dem Fenster schauen, zeigt ihm draußen einen möglichst fesselnden Gegenstand und spricht mit ihm darüber. Bei fast allen Kindern hat man sofort Erfolg mit dem Beobachten einer Fliege, die ja wohl überall schnell zur Hand ist. Man kann sie schließlich fangen und aus dem Fenster fliegen lassen, meistens sind inzwischen Schmerzen und Kummer auch verflogen. — Oder man gibt bei geringeren Heulanlässen dem Kind eine Aufgabe: „Heb mal dort das Krümchen auf und gib es dem Spatz draußen", oder „gib mal den Topfblumen frisches Wasser, jeder eine halbe Tasse voll."

Wenn man dann gar noch hernach wie zufällig ein besonders reizvolles Spiel anzuregen versteht, so ist der Schmerz, Schreck oder Kummer bestimmt vergessen.

Aber es gibt auch Schmerzen im Leben des Kleinkindes, die so leicht und spielend nicht fortzutrösten sind. Da gibt es Nächte, in denen Mutter

und Kind kaum schlafen, weil das kleine Ohr rasend schmerzt oder ein Geschwür klopft und bohrt. Da muß die Mutter sich ihrer Liebeskräfte bewußt sein, da muß sie fest und unbeirrbar wissen, daß sie helfen kann, wenn sie will. Die Natur hat in jede Mutter Heilkräfte gelegt, die dem Kind, das sie getragen und geboren hat, mehr helfen können als die wärmsten Wünsche, Worte und Liebkosungen irgendeines anderen Menschen. Unwillkürlich schließt die Mutter ihr weinendes Kind in die Arme und bettet es an ihre Brust. Unter ihrem innigen Streicheln, ihren beruhigenden Worten, ihrem Fest-ans-Herz-schließen oder ihrem Handauflegen wird das Kind ruhiger, weint leiser und schläft gar für eine Weile in der liebenden Hut. — Niemals darf in solchen Stunden, und seien es auch die schwersten ihres Lebens, die Mutter Angst, Mutlosigkeit oder Verzweiflung in sich aufkommen lassen. Die Medizin arbeitet längst mit den Kräften der seelischen Einwirkung zu Heilzwecken. Jeder gute Arzt verdankt ein gut Teil seiner Erfolge jenen Kräften, die dem Kranken schon Erleichterung bringen, wenn er nur an sein Lager tritt oder seine Hand hält. — Eine unerschöpfliche Quelle von Heilkräften aber bedeutet für das Kind die Mutter. Dieses feste Wissen muß ihr Kraft geben, selbst in schweren Fällen Beruhigung und Linderung auf ihr Kind auszuströmen und diese Heilströme nicht zu stören oder zu verringern durch Sorge und Unruhe.

Ausschlaggebend für den Grad einer Schmerzlinderung durch die mütterlichen Tröstungen ist selbstverständlich das Verhältnis zwischen Mutter und Kind im übrigen Leben. Wenn sie in solch ernsten Fällen Erfolg haben will, so muß sie sich stets unbedingt vertrauenswürdig gegen ihr Kind benehmen. Sie muß durch und durch wahrhaftig mit ihm umgehen und sich stets kraftvoll zeigen ohne Gewitter-, Einbrecher-, Geisterfurcht oder derartige Schwächen!

Wo ein inniges Kindervertrauen herrscht, kann der Glaube an die Mutter wirklich „Berge versetzen", Berge von Schmerzen und Angst. — Ueber die kleinen täglichen Sorgen und Leiden aber kann jede Mutter leicht hinweg trösten, ohne dazu auf Mittel zu verfallen, die ihrem Liebling im Grunde nur schaden. Trösten und heilen ist ihre weiblichste Kunst, und es gibt nichts Rührenderes und Innigeres als eine Mutter, die ihr weinendes Kleinchen lächelnd in die Arme nimmt und ihm die Schmerzen fortstreichelt:

Heile, heile Segen,
Drei Tage Regen,
Drei Tage Schnee,
Tut dem kleinen Kind nun gar nichts mehr weh.

Frau Schulz: Wissen Sie was, Frau Müller, für nächsten Sonntag haben wir gerade unsere Musiklehrerin eingeladen. Es kommen noch einige Freunde meiner Kinder, und da soll musiziert werden. Sie müssen nicht denken, daß wir große Konzerte geben, jeder macht mit so gut er kann. — Haben Sie nicht Lust, mit ihren Kindern am Sonntag zu uns zu kommen? Ich glaube, da können Sie am besten sehen, was man heutzutage im Musikunterricht treibt.

Frau Müller: Da bin ich aber wirklich gespannt! Also bis Sonntag, Frau Schulz. Und die Sache mit dem Klavier will ich mir nun doch noch mal überlegen.

Eltern, denkt einmal nach!

Von den großen Kunstwerten, die wir in Museen, Schlössern oder Domen verwahren, wissen wir, daß sie Tag und Nacht sorgsam behütet werden. Nicht nur besonders geschulte Wächter haben fortgesetzt ein Auge auf sie, auch die Technik ist in den Dienst dieser Ueberwachung gestellt worden. Sie hat wahre Wunderwerke von Alarmeinrichtungen geschaffen, um all die Schätze, die unersetzlich sind, vor Verbrechen und Unheil zu schützen.

Aber nicht nur die Kunstwerke bewahren wir also, daß sie noch den fernsten Geschlechtern überliefert werden können, wir sichern auch unser persönliches Eigentum in einem Maße, daß wir beruhigt unsere Wohnungen verlassen können. Auch hier bedienen wir uns aller nur denkbaren Mittel, um dem Dieb sein Vorhaben so sehr zu erschweren, daß es fast zur Unmöglichkeit wird. Wer es auch sei, der uns Schaden zufügen kann, ob es sich um verbrecherische Menschen handelt, um unvernünftiges Geschöpf oder gar um Naturgewalten, immer erkennen wir ganz klar unsere Aufgabe, das Volksvermögen vor Schaden zu bewahren.

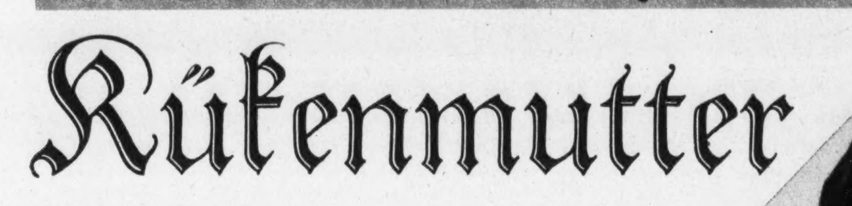
Wie aber ist es mit unserer Umsicht, mit unserer Obacht bestellt, wenn es sich um das schönste und wertvollste Gut handelt, das uns anvertraut worden ist, um unsere Kinder? Bringen wir da auch so viel Sorgfalt, so viel Umsicht, so viel Zeit auf, die wir dem Dienst der Erhaltung unserer toten Werte widmen? Beschäftigen wir uns gedanklich so viel mit ihnen wie etwa der Sammler mit seinen Schätzen? Jener Sammler, der es sich wohlweislich überlegt, wem er ein Stück davon in die Hand gibt!

Nur einige Fragen: Wissen wir, was unser Kind am Tage erlebt? Kann es so viel Vertrauen zu uns haben, daß es uns seine Erlebnisse erzählt? Bringen wir die Zeit und Geduld auf, um ihm Gelegenheit zu geben, uns aus seiner Umwelt zu berichten? Von seinem Spiel, seinen Gefährten, seinem Schulweg und so vielem, was seine Welt ausmacht? Wissen wir allezeit, mit wem es Freundschaft hält, wem es besonders zugetan ist? Sind wir uns immer darüber klar, ob sein Umgang ihm nicht Schaden bringen kann? Als es vor kurzem eine Nascherei oder ein Spielzeug mitbrachte, haben wir da in kindgemäßer Art geforscht, woher es das hat? Sind wir sicher, daß es nicht doch vielleicht von einem der gefährlichen „Kinderfreunde" stammt? Oder haben wir die furchtbare Erscheinung eines Seefeld schon sobald vergessen oder jene Kindesentführer, die zum Glück für die Kinder die ganze Schwere des Gesetzes in unerbittlicher Strenge traf? —

Gewiß, wir wollen unsere Kinder zur Hilfsbereitschaft erziehen. Wollen sie lehren, daß echte Volksgemeinschaft nur da möglich ist, wo jeder einzelne ohne Rücksicht auf eigene Bequemlichkeit zufassen und zupacken kann. Wollen dem Kinde verständlich machen, daß es Pflicht der Ritterlichkeit ist, den Kranken und Schwachen beizustehen, ihnen nach Möglichkeit die Last abzunehmen. Aber wissen wir auch allezeit, ob es nicht von verbrecherischen Menschen als Opfer ausersehen ist? Dulden wir es, daß unser Kind für völlig fremde Menschen Besorgungen macht? Ein Blick in die Zeitungen oder in die Vergangenheit könnte uns eindringlich lehren, welche Gefahren gerade hier unsern Kindern drohen. Bei aller Hilfsbereitschaft, allem Sinn für Gefälligkeit, sollte kein Vater und keine Mutter es erlauben, daß Kinder für Fremde Besorgungen machen. Und nicht zuletzt: Wann endlich wird das dumme und alberne Märchen vom „bösen Schutzmann" verschwinden?

MC.

Was könnte unser Mädel werden?



Kükenmutter

Von Gerda Simons

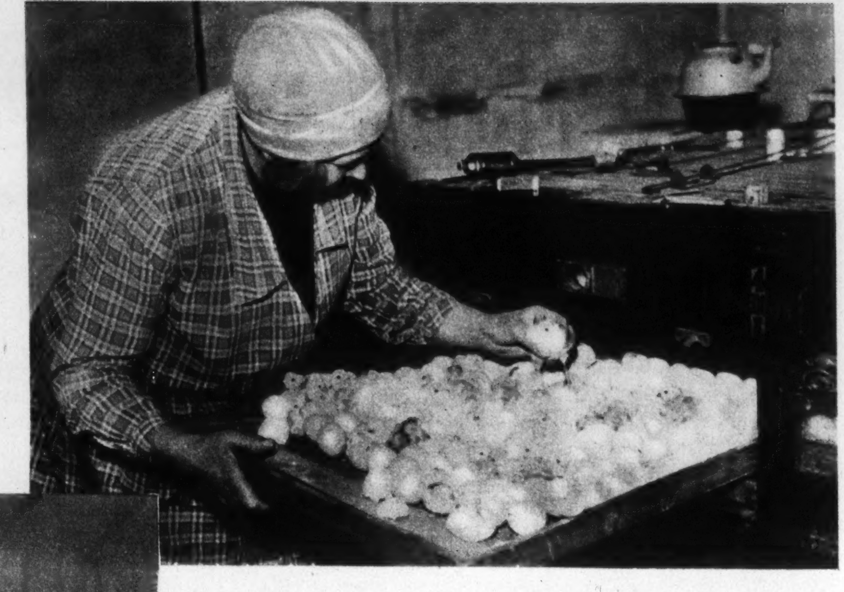
2 Aufnahmen von Scherſch
3 Aufnahmen von Atlantic-Photo



„Jeder Lehrling betreut eine ſolche Baracke mit 250 Hühnern", ſagte die Geflügelzüchterin neben mir, die Leiterin einer Geflügelzucht und -Lehranſtalt und Herrſcherin in ihrem von Jahr zu Jahr wachſenden Reich iſt. Der Dienſt einer „Hühnermutter" beginnt früh mit dem Säubern der Schlafſtätten und mit dem Füttern. Nach genauen Rezepten wird — je nach Alter der Hühner und nach Jahrszeit — das Futter aus ſechs verſchiedenen Stoffen zuſammengemiſcht. Jedem Huhn iſt auch mengenmäßig eine ganz beſtimmte Ration zugedacht, und im allgemeinen kommt auch jedes in der großen Geſellſchaft zu ſeinem Recht. Rein äußerlich beſteht der weitere Tagesdienſt in der regelmäßigen Kontrolle der Fallneſter, in denen die Hennen, die ihre Eier gelegt haben, geduldig darauf warten, nach Nummer und Eigröße kontrolliert zu werden. In einer Zuchtanſtalt findet natürlich eine ſcharfe Leiſtungskontrolle ſtatt, und Hennen, die nicht in einer beſtimmten Zeit eine feſtgeſetzte Eizahl erreichen, kommen unters Meſſer. Mit der gewiſſenhaften Verrichtung des Tagesdienſtes allein iſt es aber nicht getan, eine Geflügelzüchterin muß vor allem ihre Hühner kennen. „Kennen?" ſtaunend und fragend ſehe ich meine Begleiterin an. Sie lacht. „Am Ausſehen kennt man natürlich nur einzelne Hühner, aber durch die ſtändige Kontrolle muß man bei Nennung der Nummer, die jedes Huhn am linken Flügel trägt, gleich näheres über das Huhn wiſſen: wann es zu legen pflegt, wie ſeine Leiſtung iſt u. dergl."

Wir gehen über das Gelände; jede Baracke hat ihr Stück Wieſe als Auslauf und iſt von dichtem Gebüſch

umgeben, in dem Tiere notfalls vor Hähern und Habichten Schutz suchen können. Selbstverständlich muß eine Geflügelzüchterin ihre Ställe in Ordnung halten, also mit Hammer, Säge und Zange umgehen können. Und da eine Geflügelhaltung eine kostspielige Angelegenheit ist, so ist Geld ein rarer Artikel. Deshalb muß man auch erfinderisch sein, muß sich mit ausrangierten Eisenbahnwagen, mit Kisten und Latten zu helfen wissen. Wenn auch die Wartung der Hühner die Haupttätigkeit darstellt, gehört natürlich auch das Schlachten der jungen Brathähnchen und der legeuntüchtigen Hennen zum Beruf der Geflügelzüchterin. Einen großen Raum nimmt daneben aber auch die Pflege der kranken



Tiere ein. Um hierin etwas Erfolgreiches zu leisten, gibt es einen gründlichen Unterricht an Hand von großen Modellen über die Körperbeschaffenheit, die Entwicklung und Entwicklungsstörungen, also Krankheiten der Tiere. Das lernt man ja immer am besten am lebenden Objekt. So erzählt mir die Leiterin, daß sie mit ihren Mädel vor ein paar Tagen bei einem Huhn eine schwierige Augenoperation vorgenommen habe. Selbstverständlich in weißen Kitteln und mit sterilisierten Instrumenten! —

Wie vielseitig aber der Beruf der Geflügelzüchterin ist, wird erst anschaulich, wenn man überlegt: sie trägt für ihren Geflügelhof fast immer die finanzielle Verantwortung; muß also Futter und Tiere zur Zucht einkaufen und alles, was der Betrieb sonst fordert. Sie muß aber auch im Verkauf gewitzigt sein, damit ein Ueberschuß in ihrer Kasse verbleibt.

Den Höhepunkt der Berufsarbeit bildet Jahr für Jahr die Brutperiode von Februar bis Mai. Das sind dann Monate, die an die Kraft und Geduld ein gerüttelt Maß von Ansprüchen stellen. Im Gutsbetrieb und auf Geflügelfarmen wird heute zwar schon ausschließlich mit Brutmaschinen ausgebrütet. Ob die nun mit Petroleum oder gar schon elektrisch geheizt werden, so verlangt jeder Apparat doch eine außerordentlich sorgsame Ueberwachung der Temperatur und ein regelmäßiges Wenden der Eier. Wenn die Küken dann schlüpfen — ob Tag oder des Nachts —, brauchen sie Hilfe und Betreuung, so daß es in diesen Monaten oft wochenlang keinen freien Tag gibt.

Gewiß, die erste Aufzucht der Küken ist die schönste Arbeit, sie ist zugleich aber auch die mühsamste. Und dennoch ist es eine Arbeit, die die Mädel am meisten lockt, denn sie fordert viel Liebe. Darüber darf selbstverständlich die Alltagsarbeit nicht vergessen werden, darf nicht übersehen werden, daß neben der zarten und behutsamen Pflege der flaumfedrigen Küken viel schwere Dinge zu heben und zu tun sind, daß man gar oft aus dem molligwarmen Stall und Brutraum immer wieder hinaus muß auf den kalten Hof.

Darum gehört — wie zu allen bäuerlichen Berufen — auch zu dem der Geflügelzüchterin eine widerstandsfähige Natur und — ein selbstgenügsamer Charakter. Gewiß,



das Leben verläuft in ländlicher Abgeschiedenheit, und das Gehalt von 30 bis 40 Mark im Monat bei freier Station erlaubt wenig Extraausgaben. Dafür liegt der große Reiz dieses Berufes in seiner Selbständigkeit. Wer nach zweijähriger Lehrzeit (am besten ein Jahr in einem Wirtschaftsbetrieb und ein Jahr in einer Lehranstalt) mit 18 Jahren vor der Landesbauernschaft seine Gehilfenprüfung abgelegt hat, der darf damit rechnen, bald auf einem Gut oder einer Farm die selbständige Leitung des Geflügelhofes zu bekommen, mit der oft auch die Anleitung von Lehrlingen verbunden ist. Nach vierjähriger Gehilfentätigkeit kann die Meisterprüfung abgelegt werden. Der weitere einjährige Besuch einer Lehranstalt berechtigt dann — auch ohne daß eine Meisterprüfung abgelegt wurde — zur Abschlußprüfung als Zuchtleiterin. Damit wendet sich die Berufslaufbahn dann der wissenschaftlichen Forschungsarbeit zu, denn die Zuchtleiterinnen finden vor allem die Möglichkeit der Anstellung an Versuchsanstalten mit Forschungsinstituten.

Dieser Weg kommt natürlich immer nur für wenig sehr Begabte in Frage, dagegen liegt es vielen Mädel, sich für den Beruf der Geflügelberaterin zu entscheiden. —

Die Geflügelhaltung in der bäuerlichen Wirtschaft hat heute für die deutsche Volkswirtschaft eine so große Bedeutung, daß die Landesbauernschaften alles daran setzen, durch Aufklärung und Beratung der Bauern — und in erster Linie kommen hier die Bäuerinnen in Frage, zu deren Wirkungskreis eigentlich immer der Hühnerhof gehört — für eine Steigerung der Erzeugung und eine Herabsetzung der Unkosten zu sorgen. Auf ihrem Rad fährt darum die Beraterin innerhalb des Kreises, für den sie angestellt ist, von Dorf zu Dorf, sucht die Bauern auf, hält Vorträge und berichtet. Der Kampf gegen Gleichgültigkeit und schlechte aber altüberlieferte Gewohnheiten ist eben nicht leicht, aber die Beraterin lernt Land und Leute und deren Eigenart kennen und gewinnt dabei viel Lebenserfahrung.

Von der Arbeit der bäuerlichen Beraterin weicht die der Siedlungsberaterin etwas ab. Die Siedler haben in der Regel nur einen kleinen Hühnerbestand, daneben spielen in ihrer Wirtschaft Kaninchen, vielleicht auch Bienen, Seidenraupen oder andere „Kleintiere" eine wichtige Rolle. Die Siedlungsberaterin muß deshalb ihre Ausbildung durch Kurse über Kleintierzucht oder Imkerei ergänzen. Ihr Arbeitsgebiet wird vielseitiger und ihre Aufgabe ist meist auch menschlich besonders dankbar, weil sie den Siedlern bei der Neugründung ihrer Existenz wichtige Hilfe leisten kann.

Mehr noch als die selbständige Leitung eines Geflügelhofes oder einer Farm verlangt der Beruf der Beraterin ein gutes und gründliches Wissen, Ueberblick und Sicherheit. So ist es denn verständlich, daß Mädchen mit mittlerer Reife den Anforderungen dieses Berufes eher und besser gerecht werden können als Volksschülerinnen. Alle Mädel, die sich für den Beruf der Geflügelzüchterin entscheiden, sollten aber vorher ein Jahr Hauswirtschaft lernen. Auf einer Farm kommt die Geflügelzüchterin oft in die Lage, zugleich den Haushalt für sich und die Lehrlinge besorgen zu müssen, und als Beraterin gewinnt sie sich leichter das Vertrauen der Bäuerinnen, wenn sie hausfraulichen Fragen nicht verständnislos gegenüber steht. Geht der Weg von der Geflügelzüchterin in die Ehe mit einem eigenen Geflügelhof, so ist die hauswirtschaftliche Ausbildung erst recht von Nutzen.

Was könnte unser Junge werden?

Der Fleischer

Er lebt in der Fantasie vieler als ein grober Riese mit einem dicken Bizeps, über den die Hemdsärmel hochgekrempelt sind; und in der Hand hält er ein blutiges Werkzeug, Messer oder Beil. Selbstverständlich ist jedermann leicht imstande, diese kindliche Fantasievorstellung zu berichtigen, er braucht nur in einen Schlächterladen zu gehen; dort findet er nicht nur die appetitliche Meisterin, die Seele des Geschäfts, und vielleicht noch dazu eine Reihe mehr oder minder hübscher, auf alle Fälle aber blitzsauberer Verkäuferinnen, auch der Meister selber oder einer seiner Gesellen steht dort in tadellos weißer Schürze hinter dem Hackklotz. Mit unerschütterlicher Ruhe berät, belehrt, bedient er seine Kunden, handhabt er das scharfe Messer... er ist ein freundlicher Mann, wenn er sein Handwerk recht versteht, und es ist nichts Grobes, Rohes, Blutrünstiges an ihm. Glaubt einer nun wirklich, daß er „hinter den Kulissen" anders aussieht? Weil er doch ein Schlächter ist? Scherz beiseite: wenn mich jetzt Eltern fragen, ob ihr Junge wohl Metzger werden könne, dann werde ich weniger auf die Muskelkraft als auf den guten Kopf des Jungen sehen. Sicher muß er von allgemein guter Gesundheit sein. Er muß anhaltendes Stehen vertragen können, denn der Schlächter kann weder im Schlachthof, noch in der Wurstküche oder gar im Laden sitzend arbeiten. Eine gesunde Lunge ist schon aus hygienischen Gründen Voraussetzung; aber sie muß es auch aushalten, vom Kühlraum an die Kochkessel und wieder in die Kälte zu wechseln. Athletische Anlagen und „Vorkenntnisse" werden heute im Handwerk des Fleischers nicht mehr gebraucht: man hat aufgehört, mit Rindervierteln auf der Schulter kleine Wettrennen zu veranstalten, und das Schlachten erfordert erst recht weniger rohe Kraft als Geschicklichkeit und Tierkenntnis. Ein heller Kopf und viel Liebe zur Sache ... das sind die wichtigsten Forderungen an den Lehrling.

Wichtig für einen Lehrling aber ist, bei einem Meister einzutreten, der noch selbst schlachtet und nicht, wie viele Großstadtgeschäfte, seine Rinder viertelweise, seine Schweine, Hammel und Kälber hälftenweise vom „Kopfschlächter" bezieht. Der Lehrling lernt dann das Schlachten von der Pike auf — da er zur Gesellenprüfung je nach dem Lose, das ihn trifft, ein Rind oder ein Schwein schlachten muß. (Wenn der eigene Meister in seinem Betriebe nicht schlachtet, muß der Lehrling darum eins von seinen drei Lehrjahren auf dem Schlachthof verbringen.) Was aber noch wichtiger ist,



Aufnahme Atlantic-Photo

das ist der vom ersten Tage an unausgesetzte Umgang mit den Schlachttieren, die Uebung im Abschätzen des Lebendviehs beim Einkauf, der Handelsverkehr mit dem Viehverkäufer (ob Bauer oder Kommissionär), das allmähliche Eindringen in die schwierige und wichtige Kalkulation — das alles ist dem Lehrling näher, handgreiflicher und alltäglicher vor Augen, wenn sein Meister vom Vieheinkauf bis zum Fleisch- und Wurstladen die ganze Arbeit eines Handwerks unter seinem Dache vereinigt. Freilich, der in einem solchen kleineren Betrieb, vielleicht sogar in der Kleinstadt erzogene Schlächtergeselle muß, falls er dann in einem Großstadtgeschäft von Rang arbeiten will, gewaltig umlernen und viel, sehr viel Neues sich zu eigen machen, wovon er bisher keine blasse Ahnung hatte; aber es ist leichter, nach einer wohlverbrachten Lehrzeit aus dem kleineren Vollbetrieb in den größeren Spezialbetrieb überzuwechseln als umgekehrt. Das kann sich auch der Laie mit einigermaßen gesundem Menschenverstand vorstellen, und ein fixer Junge, der mit seinen Eltern nach einer Lehrstelle Ausschau hält, wird das ohne weiteres begreifen.

Es ist überhaupt nicht so, daß ein fortgeschrittenes Handwerk wie das des Fleischers in den drei Lehrjahren voll zu erlernen wäre; auch alle Gesellenjahre bis zur Meisterprüfung sind noch voll davon, und der Meister muß sich ständig weiter vervollkommnen, wenn er etwas voran bringen will. Nicht nur, daß die Zuchtrassen der Schlachttiere in verschiedenen Gegenden wechseln und der Zwang zur Leistungssteigerung den Viehzüchter überall zu den für seine Verhältnisse nutzbringendsten Viehsorten drängt; auch die heute vielfach veränderte Fütterung macht sich geltend. Das alles muß der Fleischer wissen und . . . beurteilen können, wenn er auf gute Ware hält und wenn seine Berechnungen eine gesunde Grundlage haben sollen. Auf der anderen Seite sind die Ansprüche der Kunden außerordentlich gestiegen; wer ein Stück Fleisch kauft, fordert eine bestimmte Güte, zu bestimmtem Verwendungszweck die geeignetste Sorte, und je weniger der Käufer selbst etwa warenkundig ist, desto mehr muß es der Verkäufer sein. Ein guter Fleischer muß der einkaufenden Hausfrau von jedem Stück genau sagen können, wie es am besten zuzubereiten ist und wie lange das dauert. Er muß ein lebendiges Kochbuch sein und — Wünsche erraten können; denn bekanntlich heißen dieselben Fleischstücke in vielen deutschen Landschaften verschieden, außerdem wird das Schlachttier in verschiedenen Gegenden verschieden zerlegt. Wie aber die Stücke für die Kundschaft zugerichtet werden, das ist von Laden zu Laden anders. Wer einmal etwas länger warten muß in einem Fleischergeschäft, sollte sich die Zeit damit vertreiben, zu beobachten, wie der Verkäufer bedient! Wie er die Koteletten und die Braten zuschneidet, den Wünschen des Käufers gerecht werdend und doch keine unverkäuflichen Fleischstückchen lassend: daran kann man sehen, ob ein Meister (im wahren Sinne des Wortes) oder ein trauriger Patzer hier sein Handwerk treibt.

Aber zu einem guten Fleischer gehört nicht allein die Pflege des Fleisches vom Einkauf bis zum Verkauf, dazu gehört auch nach alter Ueberlieferung das W u r s t m a c h e n. Und manche kleine Fleischerei ist in der ganzen Gegend berühmt durch ihre Wurst, die allen Bemühungen der Konkurrenz zum Trotze unnachahmlich bleibt. Warum? Weil der Meister ein „Geheimrezept“ hat? Berühmt wird aber meist die besondere Güte einer sonst ringsum bekannten und geschätzten Wurstsorte oder des Schinkens oder (wenn es ein bayrisches Geschäft ist) des Leberkas. Warum schmecken diese allbekannten Sachen hier so besonders gut? Weil der Wurstmacher eine feine

Zunge hat beim Würzen. Eine solche Zunge, die freilich nur in langer Erfahrung erworben und geübt werden kann, wird heute wie früher gut bezahlt und ist in den großen angesehenen Fabriken sehr gesucht. Hier hat der Fleischer, der das Zeug dazu in sich spürt, auch die Möglichkeit zur Spezialisierung, sogar auf eine ganz bestimmte Wurstsorte! Der kleine Meister und selbst der Inhaber eines großen Geschäfts kann sich eine solche einseitige Ausbildung nicht leisten, und er muß doch ein guter Wurstmacher, ein verständnisvoller Hersteller von Schinken und feiner Aufschnittware sein! Deshalb wird der junge Mann bei ihm am meisten lernen können, auch wenn der eigene Weg dann zur Spezialisierung weiterführt.

Für den Berufsweg des Fleischers werden die der Gesellenzeit aufgetragenen Wanderjahre in besonderer Weise Lehrjahre sein: in der Vielfalt unserer deutschen Landschaften und über des Deutschen Reiches Grenzen hinaus wird eine schier unübersehbare Fülle zum Teil berühmter „Spezialitäten" erzeugt. Eben diese Berühmtheit läßt die Nachfrage nach diesen besonderen Sorten von Würsten, Schinken, Pasteten, Aspikwaren auch anderswo entstehen, der Fremdenverkehr hat die Bekanntschaft damit und die Wünsche noch gesteigert. So muß der norddeutsche Geselle süddeutsche, noch mehr der süddeutsche Geselle norddeutsche Waren herstellen lernen. . . . In die jahrhundertealten Familienrezepte bekommt er freilich keinen Einblick, und so bleibt die „echte" Ware immer noch durch eine letzte Feinheit (und durch die Einbildung des Käufers) geschützt, wenn nicht, wie z. B. bei den Frankfurter und Halberstädter Würstchen, auch das Gesetz die Nachahmung verbietet. Wie das auch im Einzelfalle sein mag, die Auswahl der im gesamten deutschen Kulturgebiete eingeführten Fleischwaren wird größer, nicht kleiner. Und so hat ein guter Fleischer immer wieder Grund zu neuem Lernen, allerdings auch immer wieder neue Gelegenheit, sein fachliches Können zu zeigen.

Hans Hajek.

Wie wird man Fleischer?

Die Fleischerei ist ein Handwerk, in dem auch die Ausbildung des Nachwuchses auf eine jahrhundertelange Entwicklungsgeschichte zurücksieht. Die Lehrzeit ist streng geregelt und dauert drei Jahre. Der Meister, der den Lehrling einstellt, prüft in einer Probezeit von 6 Wochen, ob der Junge sich für den Beruf eignet und die richtige Liebe dafür hat; dann wird der Lehrvertrag mit den Eltern abgeschlossen. Nach 1½ Jahren findet eine Zwischenprüfung statt, am Ende der Lehrzeit die Gesellenprüfung. Sie ist theoretisch und praktisch; in der praktischen Prüfung hat der bisherige Lehrling je nach dem Los, das er zieht, ein Rind, ein Kalb, ein Schwein oder ein Hammel selbständig und fachgemäß zu schlachten. Von den folgenden sieben Gesellenjahren ist eins als Wanderjahr vorgeschrieben. Erst nach der Gesellenzeit darf der junge Fleischer auch die Meisterprüfung ablegen, sich selbständig machen und einen eigenen Herd gründen.

*

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen

Blute (arischen Abstammung) bestehen. Ferner sind die Nachweispflichtigen nicht unmittelbar an die Reichsstelle für Sippenforschung zu verweisen, sondern die Behörde hat in Zweifelsfällen von sich aus die Stellungnahme der Reichsstelle einzuholen. Vorher sind die Angaben der Ahnenaufstellung und die Anzahl der vorzulegenden Urkunden auf ihre Vollständigkeit zu prüfen. Falls die erforderlichen Urkunden nicht vollständig eingereicht sind, müssen die Hinderungsgründe vom Antragsteller ausreichend dargetan werden, z. B. durch Beibringung des Schriftwechsels darüber, daß die Urkunden nicht zu erlangen waren.

Außereheliche Geburt des Nachweispflichtigen gibt nicht ohne weiteres Veranlassung zur Einholung eines Gutachtens von der Reichsstelle für Sippenforschung. Auch hier wird in vielen Fällen eine eingehende Prüfung der Behörden an Hand der standesamtlichen Register, Gerichtsakten usw. zu einer hinreichenden Aufklärung über die Abstammung des Vaters führen. Geben standesamtliche Register, Gerichtsakten usw. keinen Aufschluß und ist auch sonst nicht nachzuweisen, wer der Vater war, so wird ein uneheliches Kind bei deutschblütiger oder artverwandter Abstammung mütterlicherseits bis zum Beweise des Gegenteils, oder wenn nicht besondere Umstände des Falles dagegensprechen, als deutschblütig oder artverwandt anzusehen sein.

Zur Entlastung der Reichsstelle für Sippenforschung wird es auch beitragen, wenn von der Möglichkeit der Führung des Abstammungsnachweises durch Vorlage eines Ahnenpasses ausgiebig Gebrauch gemacht wird.

Im Einbürgerungsverfahren ist ein etwa erforderliches Gutachten der Reichsstelle für Sippenforschung durch die Einbürgerungsbehörde erst dann herbeizuführen, wenn sich nach den gesamten, auch außerhalb der Abstammungsprüfung liegenden Vorermittlungen übersehen läßt, daß eine Weiterverfolgung des Einbürgerungsantrages überhaupt in Frage kommt.

Der Reichs-
und Preußische Minister des Innern.

Der Kampf gegen den Kitsch.

Der Kampf gegen den Kitsch in Deutschland soll sich nicht nur auf die negative Auslese beschränken, sondern auch zu echter Kunst hinführen. Der amtliche Reichs-Jugend-Pressedienst beschäftigt sich in diesem Zusammenhang mit der aktiven Mithilfe des BdM. zur geschmackvolleren Ausstattung der Wohnungen. Wenn auch der Trompeter von Säckingen von den Kommoden allmählich verschwinde, so sei doch die unberührbare und durch ihre angebliche Vornehmheit unwohnliche „gute Stube" erhalten geblieben. Hier habe die Hitler-Jugend, insbesondere der BdM., eine Aufgabe erkannt. Für ein Mädel, das durch die jahrelange Erziehung des BdM. gegangen sei, werde es in Zukunft selbstverständlich sein, Wahrhaftigkeit auch in der häuslichen Umwelt durchzusetzen.

Keine Beschäftigung ohne Arbeitsbuch.

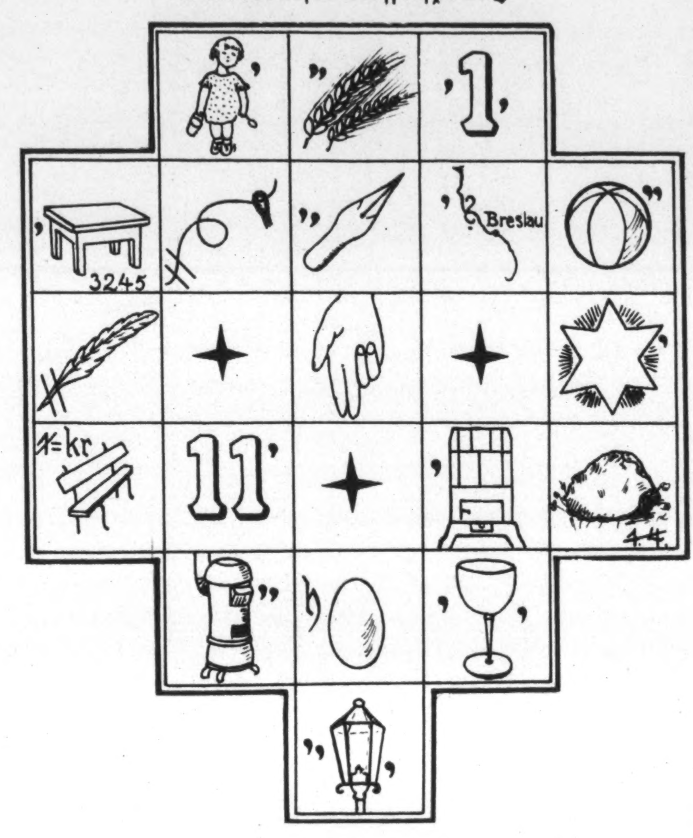
Mit dem 31. August 1936 ist die Einführungszeit des Arbeitsbuches beendet. Durch eine Verordnung des Reichsarbeitsministers, die in diesen Tagen zu erwarten ist, wird daher bestimmt werden, daß ab 1. September 1936 kein Arbeiter oder Angestellter des arbeitsbuchpflichtigen Personenkreises mehr beschäftigt werden darf, der nicht im Besitz des Arbeitsbuches ist. Wer diese Vorschrift nicht beachtet, ob Unternehmer oder Betriebsführer, Arbeiter oder Angestellter, setzt sich der Gefahr einer Bestrafung aus.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Kurzweil am Feierabend

Bilderrätsel-Rösselsprung



Silben-Versteck-Rätsel

Nachstehenden 16 Wörtern entnehme man je eine Silbe. Aneinandergereiht ergeben diese ein Sprichwort:

Waldwiese, Federhalter, Aktuar, Kerker, Konsonant, Dieberei, Gelbrübchen, Mädchen, Kinderwiege, Widerhaken, Blumenvase, Wintermantel, Sofa, Hausdiener, Büblein, Buchenholz.

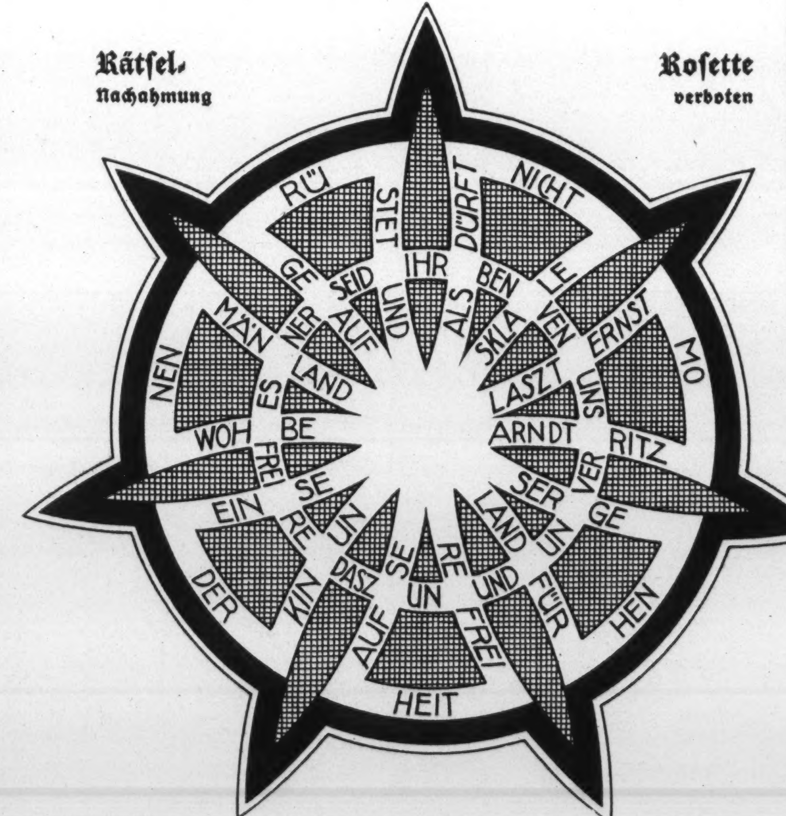
Versteck-Rätsel

Reichsgesetz — Rundfunk — Peking — Gründer — Lebensversicherung — Kinderschule — Pflastersteine — Querulant — Brillenglas — Federhalter — Karfreitag — Trude.

Jedem der obigen Wörter sind drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein wahres Wort ergeben.

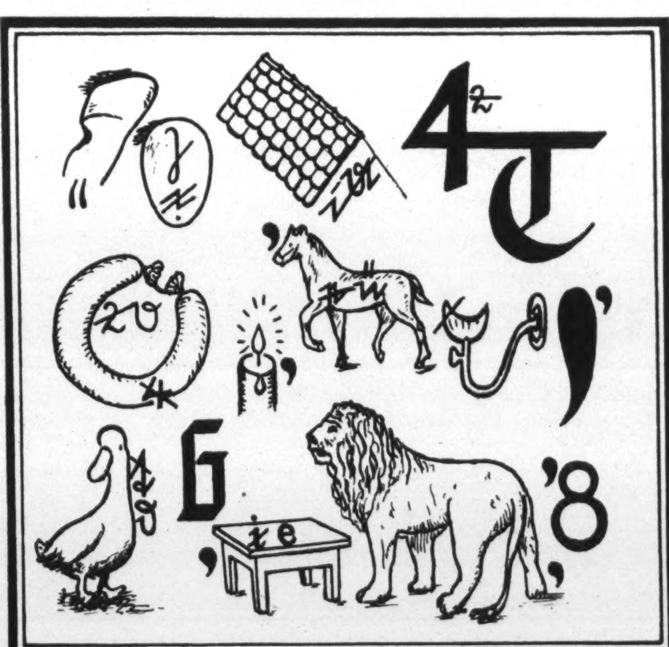
Rätsel-Rosette

Nachahmung verboten



Wird die Rosette von der Mitte aus in einem Zuge durchwandert, so ergibt sich ein Wort von Ernst Moritz Arndt.

Bilderrätsel



Auflösungen aus Heft 8

Blumenrätsel - Rosette

Schwertlilie, Rose, Gladiole, Winde, Löwenzahn, Stiefmütterchen, Huflattich.

Wie die Zucht, so die Frucht.

Bilder-Rätsel

Erkenne dich in deinen Ahnen, pflege deine Art.



Auf der Wacht ....

Aufnahme Elisabeth Hase